Hans Sachs.

Zum 400 jährigen
Geburtsjubiläum des
Dichters

Im Auftrag der Stadt Nürnberg
Von

Ernst Mummenhoff
Stadtarchivar.

1494 — 1894.

(Sachs)

Mummenhoff



Diese Abcontrefaction
Zeigt Hans Sachßn von Nürnberg an,
Schumachern, der viel schön Gedicht
Und weise Sprüch hat zugericht,
Nach Ahrt der Edlen Poeterey,
In teutscher Sprach, lustig vnd frey,
Auch durch Meistergesang mit Fleiß,
Auf gaystlich und weltliche weiß.
Welches dann gute Mittel sind,
Dadurch gemeint Mann vnd sein Kind
Mügn Schrifft vnd Weißheit auch erfarn,
Tugentlich darnach zu gebarn,
Gott zu Ehr vnd dem Nechst zu nutz,
Damit man Tugend erhalt in Schutz.
Wölchs alles ist gnugsam bewisst,
Drumb bleybt sein Lob auffs gewissist.

Johann Betz.

Hans Sachs im 51. Lebensjahre.

Nach dem Holzschnitt von Hans Brosamer. 1545.

Hans Sachs.

Zum

400 jährigen Geburtsjubiläum des Dichters

Im Auftrag der Stadt Nürnberg



Von

Ernst Mummenhoff

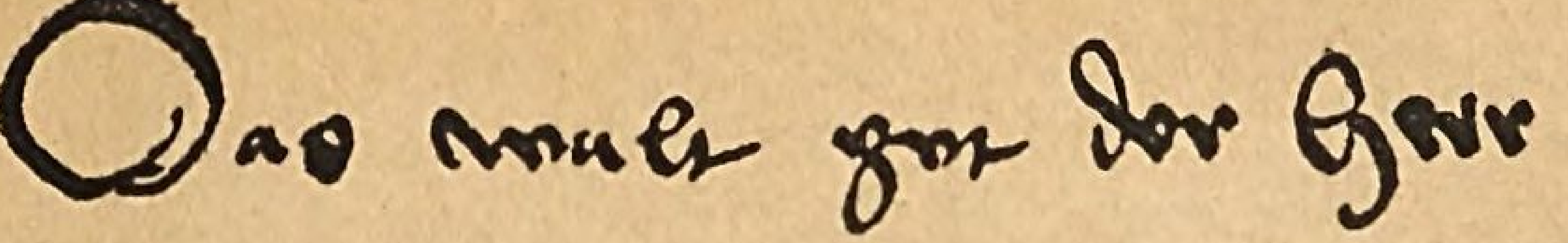
Stadtarchivar.

Erstes bis zehntes Tausend.

Nürnberg 1894.

Kommissionsverlag der Friedr. Kornschen Buchhandlung.

Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei G. P. J. Bieling-Dietz.



[1])

1. Jugend- und Wanderzeit. Dichterische Anfänge.

Die Zeit des ausgehenden 15. und des anhebenden 16. Jahrhunderts ist eine der denkwürdigsten, welche die Geschichte kennt. Altes, das sich überlebt, fällt in Trümmer, Neues strebt zum Licht empor. Die kommende große Zeit der Reformation wirft schon ihre Schatten voraus. Die neuerfundene Buchdruckerkunst sendet ihre Lichtstrahlen in alle Kreise bis in die entlegensten Winkel, durch die Entdeckung einer neuen Welt ist ein noch unabsehbarer Gesichtskreis aufgethan, das wiedererwachte Studium des klassischen Altertums wirkt auf den ganzen Betrieb und die Entwicklung der Wissenschaften wie ein belebender, erfrischender Hauch. Doch ist alles noch in der Gährung begriffen, bis sich das Neue in festen Linien erkennbar abscheidet. Ja, es war in der That eine merkwürdige, eine aufregende, eine neue Zeit, mit ihren sozialen Strömungen, ihrer inneren Bewegung, ihrem hellen Lichte und ihren schweren Schatten einigermaßen der unsrigen gleichend, eine Zeit des Werdens, des eifrigen Suchens und Strebens, wohin man auch die Blicke wendet. Während auf dem kirchlichen Gebiete, wo der Ruf nach Reformen schon lange und laut erschollen war, endlich durch die kühne That des großen Reformators neues Leben erwachte und neue Organisationen ins Dasein traten, vollzog sich ein gewaltiger Umschwung, der eine neue Zeit bedeutet, wie auf dem Gebiete der Wissenschaften, so auch auf dem des Handwerks und der Kunst, die

[1]) Das walt Gott der Herr! — Aus der Hans Sachshandschrift Amb. 732, 2° in der Stadtbibliothek. — Sämtliche Abbildungen, wo nichts anderes angegeben, nach Vorlagen in der Stadtbibliothek.

damals noch verschwistert Hand in Hand gingen. Nürnberg wird von diesem frisch wehenden Zug auf das innigste berührt. Hier im Herzen Deutschlands, in einem blühenden Gemeinwesen, dessen weit ausschauende Lenker und Berater mit Energie und Klugheit das einzige Ziel, das ihnen vorschwebte, die Wohlfahrt, Ordnung und Sicherheit des kleinen Staates, erstrebten, hier war eine bunte Menge der ersten und edelsten Kräfte zu freudiger, erfolgreicher Arbeit vereinigt, wie kaum in einem anderen Orte des deutschen Reichs. Es muß eine Freude und Lust gewesen sein, in jener schaffensfrohen und bewegten Zeit mitzuleben und mitzustreben, als ein Regiomontan in Nürnberg einen Kreis wißbegieriger Schüler um sich versammelte, aus dem Männer wie Martin Behaim und Bernhard Walther hervorgingen, als ein Albrecht Dürer und Wilibald Pirkheimer, ein Handwerker der eine — denn kaum höher wurde ein Maler in jener Zeit bei uns gewertet —, ein Ratsherr und gelehrter Humanist der andere, freundschaftlich miteinander verkehrten, als eine stets wachsende Schar bedeutender Künstler in regem Wetteifer Werke schuf, welche die Nachwelt mit Bewunderung erfüllen, ja ihr noch heute als Vorbilder dienen.

Wohl auf jeden Zeitgenossen, der klaren Geistes und hellen Auges die damalige Entwicklung der Dinge betrachtete, der ein warmes Herz hatte für das Volk und Vaterland und der selbst auch von dem Drange beseelt war, soviel an ihm lag, mit seinem Pfunde mitzuschaffen, mußte diese Zeit anregend, erhebend, ja begeisternd wirken. Überall gab es ein reiches Feld der Arbeit und des Erfolges!

Das ist die Zeit, in welche die Jugend des großen Nürnbergers fällt, der aus ihr und dem unversieglichen Born der eigenen Brust Beruf und Kraft schöpfte, als begnadeter Priester der Dichtkunst für das Gute und Edle zu arbeiten, die Menschen zu erfreuen und zu bessern und als ihr wohlwollender Erzieher ermunternd und warnend seine Stimme zu erheben.

Am 5. November 1494 wurde dem ehrsamen Schneidermeister Jörg Sachs und seiner Hausfrau Christine, die in einem noch nicht ermittelten Hause in der damaligen Kot- oder Schmalengasse, der heutigen Brunnengasse, wohnten, ein

Söhnlein geboren, das noch am selben Tage die Taufe empfing und den Namen Hans erhielt. Damals wütete nämlich „ein grausam und erschröcklich Sterben", mit anderen Worten die Pest. Vater und Mutter wurden beide von der Seuche ergriffen, während der Knabe von dem „Brechen" verschont blieb. Zu guten Sitten, Tugend, Zucht und Ehre wurde er erzogen und kam als Siebenjähriger in die Spitalschule, eine der vier Nürnberger Lateinschulen, wo er nach dem „schlichten Brauch der Zeit" die Anfangsgründe seiner Bildung legte, aber auch Grammatik und Musik lernte. „Solches alles habe ich seitdem vergessen", fügt er in seiner treuherzigen Art bei, wie er davon erzählt. Anderswo brüstet er sich freilich etwas mehr mit den Kenntnissen, die er durch die Lehre der Präceptoren „auf der hohen Schul" empfangen. Da paradieren prunkend neben einander Grammatika und Rhetorika, Logika und Musika, Poeterei und Philosophia. Das alles nimmt er mit hohem Fleiß in sich auf, treibt Griechisch und Latein und lernt „artlich reden, wahr und rein". Die Rechenkunst erfaßt er mit Verständnis, lernt die „Ausmessung mancherlei Land", erwirbt sich die Wissenschaft der Gestirne und die Bestimmung des Schicksals des Menschen aus ihrer Stellung bei seiner Geburt. Auch die Erkenntnis der Natur und so mancher Geschöpfe in „Luft, Wasser, Feuer und Erden" eignet er sich an und ist mit herzlicher Begierde der zarten Gesangeskunst beflissen. Aber es saß wohl nicht allzutief, was er sich so an Kenntnissen auf der Spitalschule erworben hatte. Er selbst sagt im Jahre 1567 am Schluß seines »Valete«:

Gott sei Lob, der mir sandt herab
So miltiglich die Gottesgab
Als einem ungelehrten Mann,
Der weder Latein noch Kriechisch kann.

Ohne erhebliche Störungen floß seine Jugendzeit ruhig und eben dahin; nur einmal lag er als neunjähriger Knabe dreißig Tage krank am „heißen Fieber" darnieder.

1509 verließ er, fünfzehn Jahre alt, die Schule und kam zu einem Schuhmachermeister in die Lehre, die er in zwei Jahren vollendete. Seine Nebenstunden waren der Kunst des Meistergesangs unter Anleitung des Leinewebers Lienhard Nunnenbeck gewidmet gewesen. Und nun ging es hinaus auf die fröhliche

Wanderschaft, wie es allgemein der Brauch war. Fünf Jahre dauerte diese schöne Zeit, die für seine ganze Geistesrichtung und seine sittliche Bildung entscheidend ward.

Regensburg und Passau, Braunau am Inn und die in der Nähe gelegenen Orte Ötting, Burghausen an der Salzach und Ried waren die Stationen, wo er bis 1513 auf längere oder kürzere Zeit verweilte. Dann führte ihn seine Straße nach Wels, Salzburg und Reichenhall. 1514 begegnen wir ihm in München und Landshut, dann in Würzburg und Frankfurt a. M., wo er 1516 sich aufhält. Und weiter noch geht die Reise in den gesegneten Rheingau nach Koblenz, Köln und Aachen.

„Arbeit also das Handwerk mein
In Bayern, Franken und am Rhein“,

bemerkt er in seinem „Valete“ vom Jahre 1567, worin er uns einen Abriß seines Lebens und Wirkens hinterlassen hat. Während dieser ganzen Zeit hielt er sich dem Spiel, der Trunkenheit und Buhlerei fern und entschlug sich so mancher anderen Thorheit der Jugend. Wenn er nicht auf dem Schusterschemel saß, galt all sein Leben und Streben der löblichen Kunst des Meistergesangs. Wo er auf seiner Wanderfahrt Meistersinger antraf, beteiligte er sich mit Liebe an ihren Übungen. Schon 1513 hatte er in eigenen Tönen gesungen: die „Silberweise“ fand er zu Braunau, den „güldenen Ton“ zu Ried. „Sein erst Gedicht“, d. h. seinen ersten Meistergesang, dichtete er 1514 in München „in dem langen Ton Marners“, in dem er auch seine nächsten Lieder sang. In München war es auch, daß er „half die Schul verwalten“. Seine erste Singschule hielt er zu Frankfurt und dann auch in anderen Städten, die er auf seiner Wanderschaft besuchte. Gegen Schluß des Jahres 1516 kehrte er reich an Erfahrungen und zum Charakter gereift, aber lebensfrisch und bereit, seine Kräfte zu entfalten, in die geliebte Vaterstadt zurück. Zunächst machte er sein Meisterstück und vermählte sich am 1. September 1519 mit der siebzehnjährigen Kunigunde Creutzer, der einzigen hinterlassenen Tochter des Peter Creutzer und seiner Ehewirtin Kunigunde zu Wendelstein am Berg. Während ihrer 41jährigen Ehe gebar sie ihm 7 Kinder, 5 Söhne und 2 Töchter, die er alle überlebte.

Die Anregung zu dichterischem Schaffen schöpfte Hans Sachs wohl aus dem Beispiel und der Anregung der Meistersinger in Nürnberg und insonderheit seines Lehrers Lienhard Nunnenbeck, denen wir demnach den Dichter Hans Sachs zu danken hätten. Und das wäre wohl das größte Verdienst, das sich die Gesellschaft der löblichen Meistersinger in Nürnberg zuschreiben könnte, freilich auch nur ein mittelbares.

Seit etwa dem Anfang des 16. Jahrhunderts findet der von Mainz ausgegangene Meistergesang, der dann noch in anderen Städten früher als in Nürnberg auftritt, hier Eingang und sorgsame Pflege. Allerdings waren längst vorher in unserer Stadt bürgerliche Dichter aufgetreten wie Hans Rosenblüt, der Schnepperer, und Kunz Has, die durch Fastnachtspiele, derbe Schwänke und andere weltliche Gedichte zu unterhalten suchten. Aber die Dichter solcher Spiele und Schwänke sind nicht zu den eigentlichen Meistersingern zu rechnen, die eine besondere Schule bildeten und hier in handwerksmäßiger Vereinigung — einer Art Zunft — weltliche, aber mehr noch geistliche Stoffe nach den Regeln ihrer Kunst dichterisch behandelten.

Man darf die Bedeutung des eigentlichen Meistergesangs, den wohl der Barbier Hans Folz von Worms als schulmäßige Dichtung nach Nürnberg verpflanzte, nicht allzu hoch anschlagen. In verknöcherten Formeln und starren Regeln befangen, vermochten diese Handwerksdichter zum Kern und Wesen der Dichtkunst nicht durchzudringen; der Phantasie bar, ohne die höhere Schwungkraft des Geistes und den Flug der Gedanken, klebten sie an ihrem unbedeutenden, äußerlichen Krame fest, ja sie hemmten wohl gar die freie Entwicklung von Talenten, indem sie dieselben in den Schraubstock ihrer unerbittlichen Regeln einzwängten.

Es darf wohl angenommen werden, daß Hans Sachs schon während seiner Lehrzeit durch seinen dichterischen Erzieher Lienhard Nunnenbeck in den Kreis der Meistersinger eingeführt wurde, ja wohl auch an ihren Singschulen sich beteiligte. Als er von seiner Wanderschaft zurückkehrte, fand er die Meistersingerschule in einem trostlosen Zustande, sie war durch Neid und Zwietracht zerrüttet und schien ihrer Auflösung entgegenzugehen. In seinem Gedicht: „Ein Schulkunst" berichtet uns Hans Sachs darüber folgendes:

Das Tier, das diese Schul verwüsten thät,
Das ist der Neid, der in der Schul erwachle,
Daraus folgt Zwietracht und Partei,
Von manchem Unverschämten großes Toben.
Dadurch ist der Schul Lob worden abgraben.
Darum, ihr Singer, darauf schaut,
Daß Neid und Haß nicht kum auf euer Schule
Und brech, was man hab lang gebaut;
Besitzt in Reinigkeit der alten Stuhle.
Wer nicht dicht, der sing oder sunst
Aus fremder Kunst
Ohn allen Neid, niemand ihn auch verachte.

Wer aber von Gott die Gnade der Dichtkunst empfangen, der soll demütig bleiben und keinen Stolz treiben, seine Kunst mitteilen, aber sich nicht brüsten. Denn die Kunst selbst wird ihren Meister loben.

So suchte unser Dichter durch Wort und Zuspruch, durch Vermitteln und wohl auch durch thatkräftiges Eingreifen den Geist der Zwietracht zu bannen, der sich damals der Schule bemächtigt hatte.

Und wie war es sonst um die Singschule bestellt? Wie war vor allem der sittliche Standpunkt, den sie damals einnahm? Allem Anscheine nach kein ausnehmend hoher. Und die Zeit der Reformation mit den mannigfachen Wirren, die sie im Gefolge führte, war zunächst auch nicht geeignet, hier eine gründliche Besserung herbeizuführen, im Gegenteil, es wuchs nur noch die Roheit und gewaltthätiges Wesen. Die heftige Erregung des Volksgeistes und die tiefgründigen Wogen, welche die soziale Bewegung zur Zeit des Bauernkrieges aufwühlte, treten auch in Nürnberg auf das offenste in die Erscheinung und kommen nicht so bald zur Ruhe. Eine unglaubliche sittliche Verwilderung und Verrohung reißt hier wie anderswo bei den untersten Schichten der Bevölkerung ein. Noch 1526 treten höchst bedenkliche Strömungen an die Oberfläche des Volkslebens. Der Rat befürchtet Rumor, Schlachtung, Feuer und Auflauf und trifft polizeiliche Maßnahmen zur Sicherung des Gemeinwesens.

Von solchen gewaltsamen Strömungen konnte die Singschule, die sich ja fast ausschließlich aus Angehörigen der zahl-



Meistersingerschule aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts



mit den Bildnissen der Meistersinger Hans Glöckler, Thomas Grillenmaier, Georg Hager und Wolf Bauttner, von denen der erste und dritte nachweislich Merker.

(Nach dem Gemälde im germanischen Museum.)

reichen in Nürnberg vertretenen Handwerke zusammensetzte, unmöglich unberührt bleiben. Und so hören wir denn auch von seltsamen Vorkommnissen, von kaum glaublichen Ausschreitungen, die man lieber einem wüsten Haufen weintrunkener Zechgesellen, als einer löblichen Gesellschaft von Meistersingern zur Last legen möchte.

Auch hier hat der sittliche Ernst unsers Dichters, seine imponierende Persönlichkeit und die zwingende Gewalt, die von diesem mächtigen Geiste ausgehen mußte, wohl gründlich Wandel geschafft und die Schule zunächst in die Bahnen der Ehrbarkeit und des Anstandes eingelenkt. Dann aber mußte sie auch, soweit dies möglich war, von seinem Geiste und seiner Lehre annehmen, unter seinem tiefgehenden Einflusse an dichterischer Bedeutung wachsen, ja zu einer Blüte gedeihen, wie sie weder vorher noch nachher wieder erreicht wurde.

Schon als Sachs 1516 als Zweiundzwanzigjähriger nach vollendeter Wanderschaft nach Nürnberg zurückkehrte, hatte er vollgewichtige Proben seiner hohen dichterischen Begabung abgelegt, die ihm gleich in der ersten Reihe der Meistersinger seinen Platz anwiesen.

Der Glaube an seinen Dichterberuf ward, wie er uns später in einem Gedicht mitteilt, in ihm lebendig, als er sich 1513 auf seiner Wanderschaft in Wels aufhielt. Damals erwog er in seinem Sinn, welcher Kurzweil er sein junges Leben neben der schweren Arbeit seines Handwerks zuwenden solle. In den letzten Jahren hat er in der Gesellschaft mancherlei Untreue, in Buhlerei Schand und Reue, in Trunkenheit Schwächung der Sinne, im Spiel Hader und Verlust, im Fechten und Ringen Neid und Haß und im Saitenspiel Verdruß wahrgenommen. In solch schwerem Phantasieren kommt er, über die Traun hinaus sich ergehend, in des Kaisers Tiergarten an einen kühlen Brunnen, der sein Wasser in lustigem Wirbel in eine Marmorschale hervorsprudelt. Hier im dunkeln Schatten des Gesträuchs, das den Brunnen wie ein natürlich Gehäus umrahmt, wird er durch einen Traum der Wirklichkeit entrückt. Er vernimmt ein leises Geflüster und wie er die Augen hebt,

„Da stunden zirkelrund um mich
Neun Weiblein zart und adelich",

in fliegende, feingewebte Seide gehüllt, die unterschieden an Farbe mit rotem Gold geblümt ist, und nach heidnischer Art geziert. Jede von ihnen trägt auf dem Haupt einen grünen Lorbeerkranz mit drei goldenen, geschmelzten Häftlein befestigt und köstlich mit edlem Gestein besetzt, darüber ein weißer durchsichtiger Seidenschleier. Ihr Schmuck ist gar kostbar und schwer. Mit klaren Augen, klugen Sinnen und bleich von Farbe stehen sie vor ihm. Wie von einem wunderbaren Feuer wird sein Herz durchrieselt. Sein Haupt legt er in die rechte Hand und wagt keine der Göttinnen noch anzuschauen. Da naht sich ihm die erste, Klio, die Muse der Geschichte, und fragt ihn teilnahmsvoll, warum er so bekümmert sei und was ihm so schwer das Herz belaste. Schamrot sieht er sie ein wenig an. Aber als er ihre so gütige Anrede vernimmt, faßt er sich ein Herz, springt auf und sich vor ihr verneigend klagt er ihr, wie er sich von allen Freuden abgewendet habe, da sie nur zu einem bitteren Ende führten. Einsam hat er auf eine hochgeachtete Kurzweil gedacht, die ihm Nutz und Ehre brächte. Solchen Beschwerden können freilich die neun Musen — denn sie sind es, die ihm erschienen — gründlich abhelfen. Sind sie doch von Apollo und Pallas selbst, den hohen Göttern der Weisheit, ausgesandt, um neue Diener zu werben. Und wenn er selbst nur will, so wollen sie ihn zu einem Diener erziehen, weil er andere Kurzweil meidet und deren Eitelkeit erkennt. Der Jüngling ist bereit, mit höchstem Eifer zu vollbringen, was er nur vermag, den Göttern der Weisheit zum Preis. Weder nach Mühe noch Lohn will er fragen.

Da blickt ihn die Göttin freundlich an und spricht:

. . . „O Jüngling, dein Dienst sei,
Daß dich auf teutsch Poeterei
Ergebst durchaus dein Leben lang,
Nämlichen auf Meistergesang,
Darin man fürdert Gottes Glorie,
An Tag bringst gut schriftlich Historie,
Dergleichen auf traurig Tragedie,
Auf Spiel und fröhliche Comedie,
Dialogie und Kampfgespräch,
Auf Wappenred mit Worten spech,[1])

[1]) klug, zierlich, kunstvoll.

Der Fürsten Schild, Wappen pleßmieren,[1])
Lobsprüch, die löblich Jugend zieren,
Auch aller Art höflich Gedicht
Von Krieg und heidnischer Geschicht,
Dergleich auf Tön und Melodei,
Auf Fabel, Schwänk und Stampanei,[2])
Doch alle Unzucht[3]) ausgeschlossen,
Daraus Schand und Ärgernuß brossen.[4])
Das wird für dich ein Kurzweil gut,
Die dir gibt Freud und hohen Mut . . ."

Als er immer noch in seiner Verzagtheit verharrend meint, daß er der Poeterei unerfahren sei, und die Poeten, wie Ovid sage, vom Himmel kämen, und sich neigend, abgehen will mit seufzendem Herzen und Munde, stellen sie sich zu einem Kreis zusammen und halten eine kurze Unterredung. Dann aber wendet sich Klio abermals in gütiger Rede an ihn, wenn er wolle, so würden sie ihn mit ihren neun Gaben beschenken, wie sie früher griechische und lateinische und auch deutsche Dichter begabt haben. Sie fragt ihn, ob ihm Meister Hans Folz und andere noch lebende Dichter nicht bekannt seien. Wenn er in ihren Dienst treten wolle, so möge er ein wenig näher treten und die Gaben nach seiner Fähigkeit empfangen. Mitten unter die Musen tretend fällt er auf die Knie und und spricht die Worte:

. . . Ihr Göttin auserwählt,
Nun thut an mir, was euch gefällt!
In euern Dienst bin ich ergeben.
Mein Herz ward hoch in Freuden schweben,[5])
Ward all meins Herzenleids beraubt.
Mir legt zwen Finger auf mein Haupt.

Und alle häufen sie jetzt ihre reichen Gaben der Reihe nach auf sein Dichterhaupt: Beständigkeit und Willenskraft, Lust und Liebe, Fleiß und Kühnheit, Maß und Ordnung, Geistesschärfe und Erfindungsgabe, wahre Erkenntnis der

---

[1]) blasonieren = ein Wappen ausmalen.
[2]) Singstück zur Tanzmusik, eine Liedergattung.
[3]) Unfug, Unmanier, Roheit.
[4]) sprossen.
[5]) Schwebt hoch in Freuden.

Dinge und Urteilskraft, himmlische Weisheit, das Gute vom Bösen zu scheiden, und endlich den weisen, verständigen Stil und ein süßes, holdseliges, verständiges und deutliches Aussprechen ohne alles Stammeln. So ist er denn als Diener der Musen angenommen.

Wenn er alle seine Gedichte, so kündet ihm Klio weiter, auf Gottes Ehre richtet zur Strafe dem Laster und zum Lob der Tugend, der blühenden Jugend zur Lehre und zur Ergötzung trauriger Gemüter, jedes nach seiner Art, so wollen ihn die Musen mit unsterblichen Ehren krönen. Doch soll er treuen Dienst geloben und schwören. Und fröhlich berührt er ihren Stab zum Schwur, neigt sich ihnen zu hohem Dank, und auch sie neigen ihm ihre Häupter und sind im Augenblick verschwunden . . .

Das erste Gedicht des Hans Sachs, ein Buhlscheidlied, oder, wie wir sagen würden, Scheidelied eines Liebenden, fällt in diese Zeit, in das Jahr 1513. In zarten, schmerzlichen Tönen schüttet sein bedrängtes Herz all seine Klagen aus, da er jetzt in das Elend geht und scheiden muß von der Allerliebsten, der er mit ganzer Treue so lang gedient hat. Gott soll sie segnen mit ihrer Schönheit, ihren Vorzügen und Tugenden, die er im einzelnen hervorhebt. Dann seufzt er in seinem unsäglichen Schmerz:

Ich fahr dahin; mein Herz das blicket wieder um,
Ob nicht seins Herzenliebes Liebe nachhin kum!
So ist es leider also ferr und weit von ihm,
Daß es sein nicht ersehen mag.

Und mit klagender Stimme schreit es:

Ach herzigs Herz,
Wie bleibst du so weit hinter mir!
Du meines Herzens Freud und Wund,
Ich hätt dich auserkoren
In Freud und Scherz.
O, wie muß ich so bald von dir!
Des traure ich von Herzengrund,
Seit ich dich hab verloren.
Mit dem Leib muß ich von dir hin,
Mit Wesen an ein ander Ort;

Das thut mich, schöns Lieb, kränken.
Jedoch laß ich Herz, Mut und Sinn
Bei dir, meins Herzens höchster Hort,
Dabei thu mein gedenken.

Aber er fürchtet, daß sie ihn nicht mehr sehen wird. In keiner Not war je sein Herz so traurig.

Gesegn dich Gott, mein Herzenslieb!
Ich fahr ins Elend hin meine Straß.

Das sind so innige Klagelaute, daß man annehmen möchte, daß das Gedicht in Wahrheit der Ausklang eines liebeswunden Herzens sei, das sich in Abschiedsleid verzehrt.

Sein erstes Bar, d. i. Meistergesang, das Geheimnis der Gottheit, dichtete er 1514 während seines Münchener Aufenthalts. Unter Einstreuung einiger lateinischen Brocken im Anfang besingt er darin die Dreieinigkeit Gottes. Das Gedicht ist von keiner Bedeutung. Ebenso behandelt er nach dem Vorbilde der Meistersinger andere geistliche Stoffe, wie das Altarssakrament, besonders aber preist er in der Jungfrau Maria die Fürbitterin der Sünder.

Sein erstes Spruchgedicht entstand gleichfalls schon auf der Wanderschaft. In einer Verdeutschung des Decameron von Boccaccio, der bald für ihn eine reiche Fundgrube zu seinen Dichtungen ward, fand er die Geschichte des ermordeten Lorenzo, die er als ‚Historia' verarbeitete und am 7. April 1515 vollendete. Wenige Wochen später folgte sein „Kampfgespräch von der Lieb", sein erstes Gedicht dieser Art. Bei einem kühlen Brünnlein im Walde unter einer Linde Schatten im Grase ruhend, belauscht der Dichter die Unterredung eines Greises mit einem Ritter, von denen jener die Liebe als den Grund allen Übels auf Erden verflucht, dieser sie in den Himmel erhebt. Dem Alten ist in der letzten Nacht sein Sohn aus Gram gestorben, weil ihm die Geliebte verweigert und dann einem Edelmann vermählt ward. Nun ist er untröstlich und schilt die Liebe „ein falsch verfluchtes Kraut". Vermaledeit sei, wer es baue, manchen habe es schon um sein Leben gebracht. In langausgesponnenem Gespräch werden alle Gründe für und wider ins Feld geführt, und dem Dichter bietet sich dabei die erwünschte Gelegenheit, all seine Weisheit, die er aus der Bibel, aus Ovid und Boccaccio, aus

Heldengedichten und Chroniken geschöpft hat, in treffenden Beispielen zu verwerten. Der Schluß des Gedichts wirkt einigermaßen verblüffend durch den gewaltsamen Ausgang. Der Ritter, der lange Zeit einer edlen Herzogin in Frankreich in Freud und Leid der Liebe gedient, hat sie endlich entführt. Seine Herzensgeliebte hält sich im selben Walde auf, und er hat sie nur auf kurze Weile verlassen, um einem Einhorn nachzujagen. Jetzt will er wieder zu ihr sich wenden. Da, wie er seine Blicke zum Himmel hebt, kommt hoch durch die Luft gesaust ein schrecklicher Greif, der das geraubte Weib im Grimme zerreißt, daß ihr Haupt zur Erde fällt. Voll des Herzeleides und der Kraft beraubt, zieht der Ritter in Begleitung des Greises mit dem teuren Haupt von dannen. Der Dichter weiß nicht, wohin sie sich gewendet haben. Er aber wird „traurig und wunderfroh“ zugleich. Heimgekommen, bringt er die Begebenheit in ein Gedicht, in dem Glauben, die Liebe darin zu ergründen. Aber sein Sinn findet den Grund nicht. Daher endet er es, das er als Warnung hinstellt,

Auf daß, wer Lieb im Herzen hab,
Der laß zu rechter Zeite ab
Und spar sein Lieb bis in die Eh,
Dann halt ein Lieb und keine meh.
Daraus ihm Glück und Heil erwachs!
Den treuen Rat giebt ihm Hans Sachs.

Und diese Mahnung ist der Grundton, der uns aus so manchen Gedichten dieser Zeit entgegenklingt.

Man könnte meinen, eine so zum Lehrhaften hinneigende Auffassung sei unpoetisch und nüchtern; es läßt sich darüber streiten. Auf jeden Fall ist nicht zu vergessen, daß der Grundzug all seines Dichtens ein lehrhafter ist. Er will bessern und erziehen. Hier zunächst sich selbst. Das Gedicht ist der Ausdruck seiner guten Vorsätze, die er im Kampf gegen die Anfechtungen faßt und die er auch zur Ausführung bringt. Liebe hat er wiederholt während seiner Wanderjahre erfahren. Wie vorher in Wels, so jetzt wieder in München und nachmals in Frankfurt.

In München war es „die Liebste ob allen“, die er in seinem Leben gefunden. Aber trotzdem war es nicht die rechte. In dem Gespräch: „Frau Ehr mit einem Jüngling die

Wollust betr.“ gibt er darüber näheren Aufschluß. Es waren danach wohl nicht die Gefühle reiner Zuneigung und geläuterter Liebe, die ihn länger als billig fesselten. Damals schrieb ihm sein Vater, er solle eilends heimkommen. Da war es ihm, als ob ein schwerer Berg auf ihn fiele und sein Herz zerdrückte. Aber er riß sich los, wenn auch mit sehnlichem Schmerz. Erwähnt sei hier übrigens noch, daß ihm der Münchner Aufenthalt auch den Stoff zu einem launigen Meistergesang bot, den er 1516 in des „Muscatblüts langem Ton“ dichtete. Aller Mittel entblößt, war er auf der Wanderschaft in die bayrische Hauptstadt gekommen. Bei dem Herbergsvater mußte er für die Zehrung seinen Rock zum Pfande lassen. Doch die Mutter erbarmte sich sein: wenn er auf das Werkzeug und die Arbeit eines Schuhknechts reimen werde, solle er seinen Rock wiederhaben. Er entledigt sich dann seiner Aufgabe in so zufriedenstellender Weise, daß die Herbergsmutter lachen muß und ihm den Rock zurückgibt.

Mit dem „Hofgesind Veneris“, seinem ersten Fastnachtspiel vom Jahre 1517, und wohl auch mit dem „Rock“ treten wir in die Nürnberger Zeit des Dichters über.

In Nürnberg beteiligte er sich, soweit es ihm sein Handwerk und Hausstand gestattete, eifrig an den Bestrebungen der Meistersinger. Seine Befähigung hatte er nachgewiesen, ja man darf kühnlich behaupten, er hatte auch als Meistersinger sein Meisterstück längst abgelegt, und es war als wohlgelungen und trefflich von den Meistern anerkannt worden.

Der nächsten Nürnberger Zeit gehören noch eine Reihe von Meisterliedern an. Eins erscheint uns von besonderer Bedeutung — „Dichter und Singer“ —, weil er darin das Wesen der wahren Poesie in dichterischer Wahrheit und Klarheit enthüllt. Den schaffenden Dichter vergleicht er dem frischquellenden Brünnlein, den Singer aber der Lache, die sich mit zufließenden Wassern erhalten muß. Das Brünnlein erhält sich fort und fort durch seine Quelle, die „Wasserhüle“ dagegen wird faul und trocknet ein. Der wahre Dichter bringt neue Kunst, des Singers Gesang ist vergeblich und muß bald verstummen:

Käm der Singer auf Todes Bahr,
Sein Kunst mit ihm all stirbet gar.

Wird der Dichter begraben,
Sein Kunst wird erst erhaben
Mündlich und in Buchstaben
Gar weit in manchem Land.

Man sieht, der Glaube an seinen Dichterberuf war in ihm lebendig und stark. Auch in dem Meisterlied: „ein schone Schulkunst, was ein Singer soll singen", das er 1515 im langen Ton Marners dichtete, und in der weiteren „Schulkunst", die er 1516 unter besonderer Beziehung auf die zerrütteten Verhältnisse der Nürnberger Schule verfaßte, kommt dieser Glaube zum Ausdruck. Sein ganzes Selbstbewußtsein und das hervorbrechende Gefühl seiner Überlegenheit durchdringt dieses in einem etwas künstlichen Ton — der überhohen Bergweis des Hans Sachs — gehaltene Gedicht. Es beginnt mit den bemerkenswerten Strophen:

Ich pin gezogen ferr und weit
Lang Zeit.
Allenthalb ich vil Singer fand,
Der hort ich singen ane Zil vil
Mit Worten grob und nit subtil.
Sie hätten gar kleinen Verstand
Und dauchten sich doch Meister sein.
Gar klein
Was all ir Kunst,
Gen rechter Kunst ein Scherze.

Dar umb hab ich pegeret lang
Gesang
Von eines Kunstreichen Mund,
Der dieser Kunste trüg ain Kron schon
Mit Ehren wol for idermon.
Wo ich ein solchen Meister fund,
Gen dem welt ich mich neigen sehr,
Ob er
Mir durch sein Gunst
Zeiget der Meister Straffe.

Keine Strafe soll ihn verdrießen, gern will er von ihm lernen, Töne und Gemäß sich merken mit schöner Melodie. Oft hat es ihn verlangt, einen solchen Meister zu finden, der

ihn in Wesen und Stoffe des Meistergesangs, die er jetzt im einzelnen aufzählt, einführen würde. Er schließt dann:

Kund sei, wer mich suptile
Wile
Lehren, so schweig ich stile.
Fröhlich heb dieser Meister on.

Aber jener Sänger, der ihn hätte meistern können, fand sich nicht. War Hans Sachs doch damals schon der überlegene Geist und die leitende Kraft, welche den Gesang der Nürnberger Schule beeinflußte, ja ihm vielleicht schon sein Gepräge gab.



Wacht auff es nahent gen dem tag
Ich hör singen im grünen hag
Ain wunnigkliche Nachtigall
Ir stym durchklinget berg vnd tall. [1]

2. Hans Sachs in seinem Verhältnis zur Reformation.

Seit dem Jahre 1520 verstummt das Lied unsers Sängers auf drei volle Jahre. Vielleicht waren es zunächst all die Angelegenheiten und Mühen, die mit der Gründung des Hausstandes zusammenhingen, der Kampf um das tägliche Brod, das Streben nach Wohlstand, das seine Kräfte verschlang. Aber auf die Dauer konnten ihn doch diese irdischen Sorgen nicht seines klarerkannten Dichterberufs vergessen lassen.

Große Ereignisse hatten sich damals vollzogen, die eine Welt zittern, ja wanken machten. Die Kunde von der furchtlosen That des Wittenberger Augustinermönchs ward auf Windesflügeln durch weite Lande getragen, auf der einen Seite Staunen und Schrecken, auf der anderen — und das war das Vorherrschende — Zustimmung, Jubel und Begeisterung erregend.

Dem ersten Schritte des Reformators folgten die weiteren mit Notwendigkeit, von der Weigerung des von ihm geforderten Widerrufs bis zur Verbrennung der seine Lehrsätze verdammenden päpstlichen Bulle und des kanonischen Rechts vor dem Elsterthore zu Wittenberg, wodurch er seinen Bruch mit Rom öffentlich besiegelte. Der Reichstag zu Worms erklärte ihn 1521 in Acht und Aberacht und verbot seine Lehre. Er aber, im Schutz des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, der ihn auf der Wartburg verborgen hält, arbeitet für sein neues Werk durch Übersetzung der heiligen Bücher; dann durch Abwehr der gewaltthätigen Neuerungen eines Karlstadt, durch Schrift

[1] Nach der Ausgabe der Wittenbergischen Nachtigall im germanischen Museum o. J. u. O. (1523).

und Wort, aber ebenso durch die That; durch die Aufrichtung des neuen Gottesdienstes mit deutschem Gesang und dem Abendmahl unter beiderlei Gestalt.

In Nürnberg, der Stadt des Reichtums und der Bildung, fiel die neue Saat auf einen wohlvorbereiteten und fruchtbaren Boden. Es war nicht das erste Mal, daß hier tiefgehende Regungen gegen die herrschende Lehre und das Kirchenregiment mit all seinen Mängeln und Ausschreitungen zu Tage traten, aber sie waren nur vereinzelt und auf einzelne Personen beschränkt geblieben.[1] Jetzt aber waren es die angesehensten Vertreter des Rats, die hervorragendsten Mitglieder des geistlichen und weltlichen Klerus, die ebenso reiche wie welterfahrene und gebildete Kaufmannschaft, endlich die weiten Kreise des tüchtigen Handwerkerstandes, kurz ganz Nürnberg, das sich der neuen Lehre mit Freuden zuwandte.

Und Hans Sachs? Er hatte die alte Zeit gesehen, er war sogar ein treuer Anhänger der alten Lehre gewesen, wie seine geistlichen Lieder bezeugen. Aber er hatte gewiß auch die Schäden, wenngleich nicht stets deutlich, bemerkt, die der alten Kirche anhafteten. Da spielt sich vor seinen Augen das welterschütternde Drama ab. Eifrig verfolgt er es bis in seine Einzelheiten Zug um Zug. Seine ganze Liebe und Begeisterung fallen dem kühnen Mann zu, der es im Überzeugungsmut unternimmt, die Axt an die Wurzel zu legen. Eine neue Zeit ist für ihn aufgegangen. Er vertieft sich in all die Streitfragen, welche die Zeit bewegen, versenkt sich in die von der Feuerseele des Reformators durchwehten Schriften. 1522 hatte er außer der lutherischen Verdeutschung des neuen Testaments schon 40 seiner kleinen Schriften in Besitz, die das Studium seiner Mußestunden bildeten. Und wie er endlich alle Zweifel, die seine Brust noch erregen konnten, gestillt, wie er in sich geläutert uud gefestigt seinen Standpunkt eingenommen, da erhebt auch er wieder seine Stimme, die so lange geschwiegen, zu einem Lied, das hell klingend durch alle deutschen Gaue dringt, dem man mit Freude und Entzücken lauscht.

Wacht auf, es nahet gen dem Tag!
Ich hör singen im grünen Hag
Ein wunnigliche Nachtigall,
Ihr Stimm durchklinget Berg und Thal.

Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf von Orient,
Die rotbrünstige Morgenröt
Her durch die trüben Wolken geht,
Daraus die lichte Sunn thut blicken,
Des Mondes Schein thut sich verdricken;[1])
Der ist jetzt worden bleich und finster,
Der vor[2]) mit seinem falschen Glinster[3])
Die ganze Herd Schaf hat geblent,
Daß sie sich haben abgewent
Von ihrem Hirten und der Weid
Und haben sie verlassen beid.

Vom Schein des Mondes geblendet, sind sie in die Wildnis geraten und haben sich von der Stimme des Löwen tief in die Wüste verlocken lassen. Da hatten sie nun ihre süße Weide verloren und mußten Unkraut, Disteln und Dornen fressen. Sie fielen in die ihnen vom Löwen gelegten Fallstricke, worauf er sie zerriß und verschlang. Ein ganzer Haufe reißender Wölfe bedrängte die Herde mit Scheren, Melken, Schinden und Fressen. Viele Schlangen lauerten im Gras, die unaufhörlich die Schafe durch alle Glieder bis aufs Mark aussogen. So wurden diese ganz dürr und schlecht. Erst seitdem die Nachtigall so hell ihren Sang erklingen läßt, und des Tages Glanz den Löwen, die Wölfe und ihre falsche Weide enthüllt, ist die Herde erwacht. Jetzt ist der Löwe ergrimmt ob des Gesangs der Nachtigall, weil sie den Aufgang der Sonne kündet und sein Königtum ein Ende nimmt. Er stellt der Nachtigall nach dem Leben, kann sie aber nicht ergreifen, denn sie schlüpft in den Hag und singt da fort und fort. Der Löwe jedoch bietet seine wilden Tiere auf, die der Nachtigall die Zähne blecken, Waldesel, Schweine, Böcke, Katzen und Schnecken. Die Frösche quaken aus ihren Pfützen und die Wildgänse schreien über den hellen Tag und den Gesang der Nachtigall. Aber alles ist vergebens.

Es leuchtet her des Tages Brunst,
Und singt die Nachtigall so klar,
Und sehr viel Schaf an dieser Schar

---

[1]) Verdrückt sich, schwindet. [2]) vorher. [3]) Schein, Gleißen.

Kehren wieder aus dieser Wilde
Zu ihrer Weid und Hirten milde,
Etlich melden den Tag mit Schall
In Maß recht wie die Nachtigall.

Doch die Wölfe blecken ihnen die Zähne und jagen sie in die Dornhecken, martern sie bis aufs Blut und drohen ihnen bei dem Feuer, wenn sie nicht von dem Tage schweigen. Diese aber deuten auf die Sonne, deren Schein niemand verbergen kann.

Die liebliche Nachtigall, die den hellen Tag verkündet, ist Dr. Martinus Luther, der Mondschein die Lehre der Menschen, der Sophisten der letzten 400 Jahre, welche die Menschheit von der evangelischen Lehre Jesu Christi zu dem Löwen in der Wüste irregeführt haben. Die Wüste aber bedeutet das geistliche Regiment.

Die Wölfe, die dem Löwen beistehen, sind die Bischöfe, Pröpste, Pfarrer und Äbte, Prälaten und Seelsorger, die Menschenlehre verkünden und das Gotteswort unterdrücken, die Schafe aber auf jegliche Art ausziehen. Mit den Schlangen, die an den Schäflein saugen, sind Mönche und Nonnen gemeint, die ihre guten Werke verkaufen.

Die Nacht bedeutet den Mangel des Glaubens, der selig macht. Wölfe und Schlangen haben darin die Christenheit gehalten, bis Martin Luther das Wort Gottes, die heilige Schrift, mündlich und schriftlich verkündet hat. Die Morgenröte versinnbildet das Gesetz und die Propheten, woraus Luther gezeigt, daß alle Menschen Adams Erben seien in böser Begierde und Neigung und niemand dem Gesetz Genüge thun könne. Erkennt das der Mensch, so fühlt er seine Sünden schmerzen mit Trauer, Angst und Schrecken. Dann wird er demütig, und hervorbricht des Tages Glanz, das Evangelium,

Das zeiget dem Menschen Christum,
Den eingebornen Gottessohn,
Der alle Ding für uns hat thon,
Das Gsetz erfüllt mit eignem Gwalt,
Den Fluch vertilgt, die Sünd bezahlt,
Und den ewign Tod überwunden,
Die Höll zerstört, den Teufel bunden
Und uns bei Gott erworben Gnad,
Als Johannes gezeiget hat,

Und Christum ein Lamm Gotts verkündt
Und hinnimmt aller Welte Sünd.

Er schildert das Wesen und die Bedeutung des neuen Glaubens und Wortes Gottes. Wer den Glauben an Christus festhält und auf sein Wort sich verläßt und seinen Verheißungen vertraut,

Derselb Mensch neu geboren heißt
Aus dem Feuer und heiling Geist
Und wird von allen Sünden rein,
Lebt in dem Wort Gottes allein,
Von dem ihn auch nit reißen künde
Weder Höll, Teufel, Tod noch Sünde.

Nachdem er den Inhalt des neuen Evangeliums, das auf dem Glauben an Christus beruht, mit längeren Worten dargelegt hat, schildert er den Ansturm und die Praktiken des Papstes Leo und seiner Helfer. Da erhebt sich Dr. Eck — das wilde Schwein —, der Bock — Dr. Emser —, die Katze — Murner —, die Schnecke — Cochläus —, alles fanatische Gegner Luthers, die ihn durch Verkündung der Bannbulle, durch Wort und Schrift zu verderben suchen. Mit ihnen vereinigen ihre Anstrengungen einige hohen Schulen, die aus ihren Sümpfen quakenden Frösche, und endlich als die Wildgänse die Laien, die ihn verfluchen und verhöhnen.

Aber alles Eifern und Lästern dieser zahlreichen Feinde bleibt erfolglos.

Die Wahrheit ist kommen ans Licht,
Deßhalb die Christen wiederkehren
Zu den evangelischen Lehren
Unseres Hirten Jesu Christ,
Der unser aller Löser ist,
Des Glaub allein uns selig macht.
Des seind all Menschensünd veracht . . .
Und hangen [1]) nur an Gottes Wort,
Das man jetzt hört an manchem Ort
Von manchem christenlichen Mann.

Jetzt nehmen sich die Bischöfe der Sache an, mit etlichen weltlichen Fürsten lassen sie die Prediger ergreifen, schlagen sie in Eisen und Bande und drängen sie zum Widerruf.

---

[1]) Die Christen nämlich.

Ihn' auch ein Lied vom Feuer singen,
Daß sie möchten an Gott verzagen,
Das heißt die Schaf int Hecken jagen.

Man verfolgt und verjagt sie und verbrennt Luthers Schriften. Aber nicht verzagen dürfen die Bedrängten. Treibt man sie von einer Stätte, so sollen sie in eine andere ziehen, aber bei Gottes Wort bleiben, eher Leib und Gut hingeben. Denn die neue Lehre wird obsiegen.

Darumb ihr Christen, wo ihr seid,
Kehrt wieder aus des Pabstes Wiste[1])
Zu unserm Hirten Jesu Christe;
Derselbig ist ein guter Hirt,
Hat sein Lieb mit dem Tod probiert,
Durch den wir alle sein erlost,
Der ist unser einiger Trost
Und unser einige Hoffnung,
Gerechtigkeit und Seligung,
All die glauben in seinen Namen,
Wer das begehr, der spreche Amen.

So war das Lied der Wittenbergischen Nachtigall laut über Berg und Thal in alle Lande erklungen. Einen wahren Sturm rief es hervor. Denn es war aus aller Herzen gesprochen und zwar von einem Dichter, der die Sprache der Herzen und die Sprache des Volkes kannte. Was uns vielleicht an dem Gedichte nicht so ganz behagt, die weitausgesponnene Allegorie, das eben war damals nach aller Geschmack. Und es war alles so genau und deutlich geschildert, daß man gleichsam mit dem Finger auf die einzelnen Personen, die in aller Munde waren, hindeuten konnte.

Mit einem Holzschnitt der von einem Baume herab singenden Nachtigall, der Sonne und des Mondes, des Löwen und der Schafherde mit ihren Bedrängern geschmückt, ging das Büchlein hinaus in Stadt und Land, überall sich Freunde werbend. Bald war der erste Druck vergriffen, so lebhaft war die Nachfrage bei den vielen Buchführern, die es feil hielten. Allein im Jahre 1523 läßt es sich in 6 verschiedenen Drucken von Nürnberg, Zwickau und Eilenburg nachweisen. Dieses Gedicht machte durch seine allgemein verständliche und

[1]) Wüste.

eindringliche Sprache Luthers Lehre im Gegensatz zu dem Glauben der alten Kirche dem Volke mundgerecht und leistete ihr mehr Vorschub als so und so viel Predigten, es bildete die allgemeine Lektüre, die von Hand zu Hand ging, an der

Die Wittenbergisch Nachtigall [1]

Die man yetz höret überall.



Ich sage euch/wa dise schweygē/so werdē die stayn schreyen. Luce 19.

sich auch der gemeine Mann erbaute und erfreute, weil darin so klar und anschaulich ausgesprochen war, was damals aller Herzen bewegte.

Auch im folgenden Jahre war es fast ausschließlich der Gedanke der Reformation, der des Dichters Sinnen und Denken erfüllte. Seine Anschauungen, die er sich in eifrigem Studium

[1]) Nach dem Exemplar im german. Museum o. J. u. O. (1523).

und angestrengtem Nachdenken erworben, ja erkämpft hatte, legte er in vier Prosadialogen nieder, worin er das neue Evangelium gegenüber der Lehre und den Einrichtungen der alten Kirche vertritt und verficht. Der erste dieser Dialoge spielt sich als eine Disputation zwischen einem Chorherrn und einem Schuhmacher ab, welch letzterer kein anderer als Hans Sachs selbst ist. Mit oft beißendem Witz und köstlichem Humor entledigt sich der Dichter seiner Aufgabe.

Der Schuhmacher will dem Chorherrn Pantoffel bringen, trifft zunächst die Köchin, welche ihren Herrn aus dem Sommerhaus herbeiruft . .

„Köchin: . . Herr, Herr! Der Schuhmacher ist da!

Chorherr: A, beneveneritis,[1]) Meister Hans!

Schuster: Deo gratias!

Chorherr: Was, bringt ihr mir die Pantoffel?

Schuster: Ja. Ich gedacht, ihr wärt schon in die Kirchen gangen.

Chorherr: Nein, ich bin hinden im Sommerhaus gewest und han abgedroschen.

Schuster: Wie? Hont ihr gedroschen?

Chorherr: Ja, ich han mein Horas gebet und han zugleich meiner Nachtigall zu essen geben.

Schuster: Herr, was hant ihr für ein Nachtigall? Singt sie noch?

Chorherr: O nein, es ist zu spat im Jahre.

Schuster: Ich weiß einen Schuhmacher, der hat ein Nachtigall, die hat erst angefangen zu singen.

Chorherr: Ei, der Teufel hol den Schuster mitsampt seiner Nachtigall. Wie hat er den allerheiligsten Vater, den Pabst, die heiligen Väter und uns wirdige Herren ausgeholipt,[2]) wie ein Holhipbub.

Schuster: Ei Herr, gemach! Er hat doch nur euren Gottesdienst, Lehre, Gebot und Einkommen dem gemeinen Mann angezeigt und nur schlicht obenüberhin. Ist denn solch euer Wesen Holhippelwerk?

---

[1]) Willkommen.

[2]) Die Hippen, oblatförmiger Kuchen; nach dem Backen zusammengerollt — Hohllippen. Hohllippbuben, die die Hohllippen austragen, wegen ihrer Unverschämtheit bekannt; hohlhippen = lästern.

Disputacion zwischen ainem Chorherrenn vnnd Schůchmacher darīn das wort gottes vnd ein recht Cristlich wesen verfochtten wirtt.

Hanns Sachs.

M D XXiiij.



Jch sag euch / wa dise schweigē / so werdē die stein schreie. lu. 19

Chorherr: Was geht es aber solchs Wesen den tollen Schuster ane? . . . Er sollt aber die Geistlichen und Geweihten nit darein gemengt han, der Eselskopf, die wissen vor wol, was Sünd ist . . ."

So bestreitet der Chorherr fortwährend dem Schuster alles Recht, über die Einrichtungen der Kirche zu urteilen. Einem Schuster ziemt es, mit Leder und Schwärze umzugehen, und nicht mit der heiligen Schrift, Laien gebührt es nicht, sich mit der Schrift zu befassen, sie sollen dafür sorgen, wie sie Weib und Kinder nähren — mit diesen und ähnlichen Reden sucht er den gelehrten Schuster zurückzuweisen, was ihm freilich nicht gelingt. Der Schuster vertritt das Recht der freien Bibelforschung, bekämpft die äußere Werkheiligkeit, die sich blos in Fasten und Beten, Beichten und Heiligenverehrung kundgibt, stellt den Glaubenssätzen der Konzilien die heilige Schrift und den sogenannten guten Werken die von Christus gebotenen Werke der Barmherzigkeit entgegen. Der Chorherr droht endlich gar mit Gewalt, mit Feuer und Schwert gegen die Ketzerei. Aber auch da kann er nichts gegen den Schuster ausrichten.

„Ei, Feuer und Schwert reimt sich aber nit dazu," erwidert dieser, „sondern das Wort Gottes zu den Hebräern, welches durchdringender ist, dann ein zweischneidend Schwert. Deshalb, seid ihr aus Gott, so verfechtet eure Lehr und Wesen mit dem Wort Gottes, welches ist die Kraft Gottes."

„Chorherr: Ja, es hilft aber nichts.

Schuster: Ja, ihr braucht sein nit, denn Gottes Ehre sucht ihr nit zu schützen, sondern eure Gewalt, Ehre und Reichtum. Darwider ist das Wort Gottes, darum verfolgt ihrs. Da leidet alles mit einander.

Chorherr: Ja, ihr könnt nichts dann die Leut ausrichten. Wenns Herz voll ist, so geht der Mund über.

Schuster: Euch ist, wie Christus sagt, Lucas VII vergleicht den Kindern, die am Markt sitzen, rufen: Wir hant euch pfiffen, und ihr hant nit tanzt, wir hant euch klagt, und ihr hant nit geweint. Also auch ihr; sagt man euch das Wort Gottes tröstlich, so verspottet ihrs, sagt man euchs ernstlich, so zürnt ihr.

Chorherr: Wenn ihr sänget wie ein Zeislein, so macht ihr mich nit anders".

Zum Glück läutets bald im Chor.

„Chorherr: Man läutet im Chor. Köchin, lang den Chorrock her! Wohlan, lieber Meister, zieht hin im Fried! Es wird noch leicht alles gut.

Schuster: So Gott will! Wohlan Ade, der Fried sei mit euch, lieber Herr, hant mir nichts verübel und verzeiht mir!

Chorherr: Verzeih uns Gott unser Sünd!

Schuster: Amen!

Chorherr: Seht nur an, liebe Köchin, wie reden die Laien so gar freventlich gegen uns Geweihte! Ich mein', der Teufel sei in dem Schuster vernäht, er hat mich in Harnisch gejagt, und wär' ich nit so wohl gelehrt, er hätt' mich auf den Esel gesetzt. Darum will ich ihm nicht mehr zu arbeiten geben, sondern dem Hans Zobel, der ist ein guts einfeltigs Mändlein, macht nit viel Wort mit der heiligen Schrift und lutherischen Ketzerei, wie dann den Laien nit ziemlich ist, noch gebührt, mit ihren Seelsorgern zu disputieren, denn es sagt Salomon: Welcher ein einfältig Wandel führt, der wandelt wohl. Ei, diesen Spruch sollt ich dem dollen Schuster fürgeworfen han, so wär' er vielleicht darob erstummt.

Köchin: O Herr ich hätt' immer Sorg, nachdem ihr ihn mit der Schrift nit überwinden konntet, ihr würdet ihn mit dem Pantoffel schlagen . . ."

Der Kalfakter soll jetzt kommen, er ist belesen in der Bibel und vielleicht besser in der Schrift unterrichtet als der Chorherr selbst. Er soll ihm einige Sprüche suchen gegen die lutherische Lehre. Aber zu seinem großen Schmerz muß der Chorherr die Wahrnehmung machen, daß sein Kalfakter auch von der Ketzerei angesteckt ist.

„Herr!" ruft die Köchin dem Chorherrn zu, „heißt euch den Hahn mehr krähen! von mir littet ihrs nit.

Chorherr: O, du lausiger Bachant, willst du mich auch rechtfertigen und lehren? Bist auch der lutherischen Böswichter einer? Troll' dich nur bald aus dem Haus und komm nit wieder, du unverschamtes Tier! . . .

Köchin: Euch geschieht recht. Mich wundert, daß ihr mit den groben Filzen reden mögt. Sie schonen weder euer noch der heiligen Weih.

Chorherr: Ich will mich nun wohl vor ihnen hüten; verbrannts Kind fürchtet Feuer. Wohlan, ich will in Chor, so geh du an Markt, kauf ein Krammetsvogel oder zwölf! Es wird nach Essen meines gnädigen Herren Kaplan mit etlichen Herren kommen und ein Bankett halten. Tragt die Bibel aus der Stube hinaus und sieh, ob die Stein und Würfel all im Brettspiel sind, und daß wir eine frische Karte oder zwei haben.

Köchin: Es soll sein. Herr, werdt ihr von Stund an nach dem Umgang heim her gehn?

Chorherr: Ja, schau, daß Essen bereit sei!" —


Die weiteren Dialoge können wir hier in aller Kürze behandeln. Während das „Gespräch von den Scheinwerken der Geistlichen und ihren Gelübden" zwischen einem Barfüßerbruder, dann dem Schuster Hans und seinem Freunde Peter die Berechtigung des Klosterlebens und der Klostergelübde bekämpft, bewegt sich das dritte völlig auf dem Boden der Abwehr. Es scheint durchaus, daß man damals auf altkirchlicher Seite die Reformation für die ganze Schlechtigkeit, den tief eingerissenen Egoismus und die unglaubliche Habsucht der Zeit verantwortlich machen wollte oder doch den Vorwurf erhob, daß sie diesen Grundübeln machtlos gegenüberstände. Es wird da gerügt und mehr oder weniger der Reformation zur Last gelegt der Aufkauf des Getreides im Großen und die Monopolisierung der Lebensmittel durch Einzelne wie durch ganze Gesellschaften, der Gebrauch von falschem Maß und Gewicht, das „Überschnellen" beim Abrechnen und das falsche Anschreiben, die Bedrückung der armen Arbeiter und Stückwerker durch die Kaufherrn, der Unfug des Vorkaufrechts auf so manche Waren und der Wucher, die Ausbeutung der Not der Schuldner, die Ungerechtigkeit der Gerichte und die falschen Juristen, die „nicht urteilen die Sach der Witwen und richten nicht die Sach der Waisen und urteilen nicht das Urteil des Armen", dann wieder die Üppigkeit der Reichen und die Hartherzigkeit gegen die Armen, sowie der Eigennutz der Bauern und Handwerksleute. All diese Anklagen erhebt der würdige Pater Romanus, während der wohlgerüstete Junker Reichenburger es unternimmt, sie zum Teil als unberechtigt abzuweisen oder doch die Angriffe, soweit sie sich gegen die Reformation richten, abzuwehren.

Ein neuwer Spruch/ Wie die Geystlicheit vnd etlich Handtwercker vber den Luther clagen.

Der geitzig clagt auß falschem mût/
Seit jm abget an Eer vnd Gût.
Er zürnet/Dobet/vnde Wût/
Jn dürstet nach des grechten plût.

Die warheit ist Got vnd sein wort/
Das pleibt ewiglich vnzerstort.
Wie ser der Gotloß auch rumort/
Gott bschützt sein diener hie vnd dort.

Der Grecht sagt die Gotlich warheit/
Wie hart man jn veruolgt/verleit.
Hofft er in Gott doch alle zeit/
Pleibt bstendig in der grechtigkeit.



Die clag der Gotlossen.

Hör vnser clag du strenger Richter/
Vnd sey vnser zwitracht ein schlichter.
Eh wir die hend selb legen an/
Martin Luther den schedlich man.
Der hatt geschriben vnd gelert/
Vnd schir das gātz Teütsch land verkert.
Mit schmehen/lestern/nach vnd weit/
Die Erwirdige Gaistlichait.
Von jren Pfründen/ Rent vnd zinst/
Vnd verwürfft auch jren Gotzdinst.
Der Vätter gepot/ vnd aufsetz/
Hayßt er vnnütz/ vnd menschen gschwetz
Helt nichts von Aplaß vnd Fegfewr/
Die Meß kom auch kainr Sel zu stewr.
All Kirchen Pew/ zir/ vnd geschmuck/
Veracht er gar/ er ist nit cluck.
Des clagen die Prelaten ser/
Pfaffen/ Münch/ Stationirer.
Glockengiesser vnd Organisten/
Goltschlager vnd Illuministen.
Hādemaler/ Goltschmit vñ bildschnitzer
Ratschmit/ Glaßmaler/ seydenstizer.
Stainmetzen/ Zim̄erleüt Schreiner/
Paternoster/ Kertzen macher.
Die Permenter/ Singer vnd Schreyber/
Fischer/ Zopffnun vnd Pfaffen Weyber.
Den allen ist Luther ein bschwert/
Von dir wirt ein Vrteil begert.
Zunst werdt wir weiter Appelliern/
Vnd dem Luther die Prend recht schirn/
Müß Prinnen/ oder Reuocirn.

Antwort D. Martini.

Actuum .1. O du erkenner aller hertzen/
Hör mein antwort des ist kein schertzen.
Die schreyen fast ich thün mich fren/
Vnd wöllen doch nit Disputirn.
Sonder mich mit worten schrecken/
In thut we das ich thu auffdeckn.
Jr grossen geytz vnd Simoney/
Jr falsch Gotzdinst vnd Gleissnerey.
Jr Bannen/Auffsetz vnd gepot/
Vor aller welt zu schand vnd spott.
Mit deinem wort/ das ich denn ler/
Nun in abgeet an gut vnd Eer.
So kunden sy dein wort nit leiden/
Dunt mich schelten/hassen vnd neiden.
Wenn ich hett gschriben vnd gelert/
Das sich jr Reichtumb het gemert.
So wer kein besser auffgestandn/
In langer zeit in Teutschen Landn.
Dis ist auch die vrsach ich sag/
Das gegen mir auch stent in clag.
Der Hantwercks leut ein grosse zal/
Den auch abgeet in disem val.
Seyt diß Apgötterey entnimpt/
Also seynd vber mich ergrimt.
3. Regū.18. Von erst des Baals Tempel knecht/
Den jr jarmarck thut nimmer recht.
Actuū.19. Vnd Demetrius der werckman/
Dem sein handtwerck zu ruck wil gan.
Her durch dein wort das ich thū schreibn/
Jr droen soll mich nitt abtreibn/
Bey deinem vrteil will ich pleiben.

Das Vrteil Christi.

Joānis.5. Das mein gericht das ist gerecht/
Nū merck vermaints gaistliches geslecht.
Was ich euch selb beuolhen han/
Das jr in die gantz welt solt gan.
Mar. vltio. Predigen aller Creatur/
Das Euangeli rain vnd pur.
Dasselbig hant jr gar veracht/
Vnd vil newer Gotzdinst auffpracht.
Mathei.15. Der ich doch kein geheissen hab/
Vnd verkaufft sie vmb gelt vnd gab.
Mit Vigil/ Jartäg vnd Selmessen/
Math.23. Den witwen jr die hewser fressen.
Vnd verspert auch das Himelreich/
Jr seyt den Doten grebern gleich.
Vñ schlacht zu dot auch mein Prophetn/
Der gleich die Phariseer thetten.
Also verolgt jr die warhait/
Die euch teglichen wirt geseit.
Luce.13. Vnd so jr euch nit pessern wert/
Jr vmkumen. Darumb so kert.
Von ewerm falschen widerstreit/
Dergleichen jr handtwercks leyt.
Die jr mein wort veracht mit trutz/
Von wegen ewers aygen nutz.
Vnd hört doch in den worten mein/
Mathei.6. Das jr nit solt sorgfeltig sein.
Vmb zeitlich gut/ geleich den Haydn/
Söder sucht das Reich gots mit freudn.
Das zeitlich wirt euch wol zufalln/
Sunst wert jr in der hellen qualln/
Das ist mein vrteil zu euch alln.

Hans Sachs Schuster.

Einblattdruck im German. Nationalmuseum zu Nürnberg ohne Ort u. Jahr (1524—1530)
mit Holzschnitt von Hans Schäufelein.

Platten u. Druck von E. Nister, Nürnberg.

Das vierte „Gespräch eines evangelischen Christen mit einem lutherischen, darin der ärgerlich Wandel etlicher, die sich lutherisch nennen, angezeigt und brüderlich bestraft wird“, wendet sich, wie schon der Titel zu erkennen gibt, gegen das Gebaren der Exzentrischen in der evangelischen Gemeinde selbst. Gegen jene zieht er zu Felde, welche die Bedeutung der Reformation in den äußerlichen Freiheiten erblicken, die sie gewährt, wie beispielsweise im Fleischessen an den Freitagen, und die durch ihre Handlungen andern zum Ärgernis sind. Gegen die Andersgläubigen unverträglich und zänkisch, schaden sie der neuen Lehre. Mit ihrem „Rumoren, Drohen, Schänden und Lästern der Geistlichen, mit ihrem Pochen, Hadern und Verachten der Einfältigen“ bringen sie es dahin, daß „viele über sie ausspeien, wo sie dieselben sehen“, aber auch über „andere fromme Christen, die dem Evangelium Christi nachfolgen und einen christlichen Wandel führen, wie sichs gebührt“. Den Pseudolutheranern geht er hier zu Leibe. An Luther, dem frommen Mann, wollen sie einen Deckmantel suchen, aber sich seiner Lehre nicht gemäß halten. „Denn obwohl Luther die christliche Freiheit zur Erledigung der armen gefangenen Gewissen angezeigt, hat er doch daneben durch seine Schriften und Predigten männiglich gewarnt, wie er es noch für und für thut, sich vor trüglichen, ärgerlichen, unchristlichen Handlungen zu hüten und nicht also dem Evangelio und Wort Gottes zum Nachteil mit der That zu schwärmen und gleich den Unsinnigen zu rasen“.

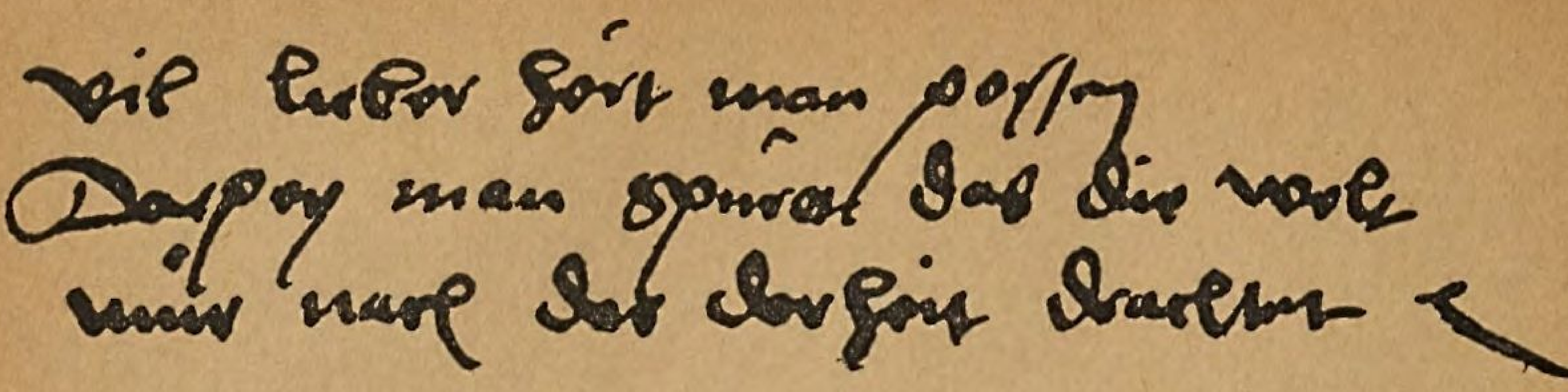
Was diese Dialoge auszeichnet, ist der weite Blick, womit unser Dichter die Situation erfaßt und mit wenigen kräftigen Strichen hinsetzt, die Kunst der Anlage, die ihn überall das Wesentliche herausgreifen läßt, die Kraft der Dialektik und seine staunenswerte Kenntnis der Schrift. Dann aber erfreut uns die einfache Natürlichkeit und Volkstümlichkeit des Vortrags, sowie das Maßvolle, das in so wohlthuender Weise besonders in den letzten Dialogen hervortritt, seine Wahrheitsliebe, die ihm den Blick für die Mängel und Schatten auch bei den Evangelischen klar erhalten hat.

Auch dadurch stellte er sich in den Dienst der evangelischen Kirche, daß er Gesänge nach Psalmen dichtete und seine Lieder aus der katholischen Zeit, welche der Marien- und Heiligenverehrung dienten, einer „christlichen Veränderung und Korrektur“ unterzog.

Sein Eintreten für die Sache der Reformation brachte ihn schließlich mit dem Rat seiner Vaterstadt in Konflikt. 1527 war in Nürnberg ein Büchlein erschienen unter dem Titel: „Ein wunderliche Weissagung von dem Bapstumb, wie es yhm bis an das end der welt gehen sol, ynn figuren odder gemelde begriffen, gefunden zu Nürmberg, ym Cartheuser Kloster vnd ist seher alt". Diese Weissagungen hatte der Prediger bei St. Lorenz Andreas Osiander aus einem 1515 in Bologna erschienenen Werke »Vaticinia Joachimi« entlehnt, die von dem schon im 13. Jahrhundert als Wunderthäter verehrten Abt Joachim von Calabrien stammten. Osiander selbst hatte das Büchlein mit einer Vorrede versehen, Hans Sachs die Verse geschrieben und der Briefmaler und Formschneider Hans Guldenmund die Formen geschnitten und den Druck besorgt. Das Büchlein, das in Nürnberg und auch in anderen Städten, wie z. B. in Frankfurt, vertrieben wurde und aller Wahrscheinlichkeit nach einen reißenden Absatz fand, erfreute sich nicht des Beifalls des Rats. Dieser war der Ansicht, es sei schon genugsam von diesen Dingen gesagt und geschrieben worden, so daß dieses Büchlein mehr eine Anzündung und Verbitterung des gemeinen Mannes, denn etwas anderes verursache. Zudem könnte einem ehrbaren Rat allerlei Nachteil und Grämschaft bei vielen erfolgen. Auch sei jenes Büchlein wider Wissen und Willen eines Rats ausgegangen und auch seinen Verordneten, die den Druck zu überwachen hätten, nicht vorgelegt worden. Die drei Beteiligten erhielten durch die Ratsdeputierten Clemens Volkamer und Bernhard Baumgartner scharfe Rügen ausgesprochen. Hans Sachs insbesondere wurde Folgendes eröffnet: Es sei dieser Tage ein Büchlein ausgegangen ohne Wissen und Willen eines ehrbaren Rats, das besser unterblieben wäre. Er aber habe die Reime zu den Figuren gemacht. Nun sei solches seines Amts nicht, gebühre ihm auch nicht. Darum sei eines Rats ernster Befehl, daß er seines Handwerks und Schuhmachens warte, sich auch in Zukunft enthalte, solche Büchlein oder Reime ausgehen zu lassen. Ein ehrbarer Rat würde sonst seiner Notdurft nach gegen ihn handeln. Um diese geübte Handlung aber wolle er die Strafe für dieses Mal bei sich behalten, doch mit einer offenen Hand, sie nach ihrer Gelegenheit vorzunehmen.

Auch an Frankfurt schrieb der Rat, man solle während der Messe diese Büchlein in Acht haben und, wo sie feil gehalten würden, auf des Rats Kosten aufkaufen und abthun. Ferner ließ er durch Hieronymus Baumgartner den Koburgern, den Besitzern der berühmten Druckerei in Nürnberg, den gleichen Auftrag erteilen. Und da Hieronymus Formschneider kürzlich erst eine Druckerpresse errichtet, aber noch nicht Pflicht gethan, jedoch zu diesem Büchlein geholfen habe, so solle er ebenso wie die anderen Buchdrucker in Pflicht genommen werden. Seit diesem Beschluß des Rats — 27. März 1527 — ließ Hans Sachs vorläufig nichts mehr drucken. Erst später nahm er, wie wir sehen werden, zu der Entwicklung der Dinge wieder offen und entschieden Stellung.



 [1]

3. Lieder und erzählende Gedichte.

Wenn Hans Sachs hinsichtlich der Stoffe, die er behandelt, in den meisten Fällen als ein frei aus sich schöpfender Dichter nicht bezeichnet werden kann, so bedeutet das in keiner Weise einen Tadel. Die Heranziehung fremder Stoffe ist keine besondere Eigentümlichkeit unseres Dichters. Was in unserer Zeit, in solchem Umfange geübt, als ein Mangel an Erfindungsgabe und ein Armutszeugnis schwer gerügt werden würde, galt damals, wie vorher bei den Dichtern des Mittelalters, als etwas ganz selbstverständliches. Zumal in ihren epischen Gedichten wollten sie in der Materie nichts Eigenartiges darbieten, sie gaben vielmehr in neuem Gewande, was sie überliefert vor sich sahen, was sie aus einheimischen und fremdländischen Dichtungen und Sagen, aus Chroniken und Geschichten oft mit großer Mühe erst entdecken und auflesen mußten.

Die schöpferische Arbeit des Dichters offenbart sich dann in der Art und Weise, wie er den überkommenen fremden Stoff in sich aufnimmt und verarbeitet, wie er ihn mit dem eigenen Geist und Gefühl, dem eigenen Wesen durchdringt und belebt, nach seinem Bedürfnis umgestaltet und nun doch ein eigenartiges Gebilde, ein neues Werk hervorzaubert, das die Menschen ergötzt.

In diesem Sinne ist Hans Sachs der bedeutendste Dichter seiner Zeit, ob er nun in den überlieferten Tönen oder eigenen

[1] Viel lieber hört man Possen, Darbei man spüret, daß die Welt Nur nach der Thorheit trachtet. — Aus der Hans Sachshandschrift in der Stadtbibliothek. Will VIII. 235. 4°.

Weisen den Meistergesang pflegt, ob er in den von ihm so leicht und geläufig gehandhabten kurzen Reimpaaren seine fröhlichen Schwänke und Fabeln, seine „artlichen" Gespräche, Geschichten und Allegorien, kurzweilig und lehrhaft, auftischt, ob er endlich seine Personen handelnd, in Rede und Gegenrede auftreten läßt.

Der Stoff an sich ist bei ihm für die Wahl der Dichtungsgattung im allgemeinen nicht einmal ausschlaggebend, denselben Stoff behandelt er nicht selten einmal als Meistergesang, dann als Spruchgedicht und endlich als Schauspiel. Besonders aber liebt er es, die zunächst als Meistergesänge bearbeiteten Stoffe erzählender Natur in die bei seinen Schwänken, Geschichten und Fabeln gewöhnlich verwendete einfachere Form der Reimzeilen umzumodeln, die es ihm viel eher gestattete, sich ganz nach Wunsch und Gefallen zu drehen und zu wenden, und so die ungezwungene Ausgestaltung und Einkleidung des Gedankens, den mit der Stimmung völlig gleichklingenden Ton, kurz, jene innere Wahrheit und Unmittelbarkeit zu erreichen, die den echten Dichter verkündigen.

Der Meistergesang mit seinen nicht selten weitgedehnten, im Bau verzwickten, in der Anordnung widersinnigen Strophen bildete für die naturgemäße Entwicklung des Gedankens an und für sich schon ein oft unübersteigliches Hemmnis. Wie erst bei jenen mittelmäßigen, meist der dichterischen Begabung baren Reimern! Die Künstelei vermochte die Gedankenarmut nicht zu verdecken. Was sie hervorbrachten ging entweder über die Linie des Mittelmäßigen nicht hinaus, oder sie schufen — und das war wohl das Gewöhnlichere —, da der Gedanke die Form nicht auszufüllen vermochte, kaum mehr als Zerrbilder der Dichtkunst.

Wie ganz anders bei Hans Sachs! Wie ein Riese ragt er aus der Schar der Meistersinger hervor, selbst wenn er sich der schwierigsten Formen und Töne bedient. Den Meistergesang, von dem all sein Dichten ausgegangen war, und dem er bis in die Tage seines grauen Alters die Anhänglichkeit bewahrte, pflegte er wie aus kindlicher Verehrung, aber auch, um seine Kunst als Mitglied der Schule zu bewähren, um mitzuschaffen an einer löblichen Aufgabe, um durch sein Wirken und Können, durch sein Beispiel, das von ausnehmender Zugkraft war, anzuspornen und zu veredeln. Seine Meisterlieder dichtete er

ausschließlich für die Schule, nicht für die Öffentlichkeit, der sie nicht angehören sollten, deshalb wurden sie auch nicht durch den Druck verbreitet.

Die Verdienste des Hans Sachs um die Nürnberger Singschule haben wir bereits im vorigen Kapitel zu schildern gesucht. Eins sei noch hinzugefügt: er erweiterte den Kreis der vorgeschriebenen Stoffe, indem er auch die weltliche Poesie in der Schule heimisch machte. Seinem gesunden, wahren und lebensfrohen Gemüte war es ein Bedürfnis, sich nach jeder Richtung hin dichterisch auszusprechen. Was er in unablässigem Aufspüren und durch eifriges Lesen sich zu eigen gemacht, daran wollte er auch seinen Freunden Anteil gewähren. Und es ist in der That bewunderungswürdig, was dieser einfache Schuhmacher in den Stunden seiner Muße las und studierte, wunderbarer noch, mit welcher Leichtigkeit er es in sich aufnahm und dichterisch umsetzte. Was er an Verdeutschungen der Schriftsteller, Geschichtschreiber und Dichter des Altertums nur erreichen konnte, was ihm die ältere und zeitgenössische Literatur an Chroniken, Geschichten und Reiseschilderungen darbot, was er endlich aus den Volksschriften, aus Dichtung und Sage schöpfen konnte, alles war ihm willkommen, und fast jedem Stoffe wußte er die rechte Seite abzugewinnen. War es ihm einerseits eine liebe, ja zur anderen Natur gewordene Gewohnheit, sich in alte Zeiten zu versenken und so seine Wißbegierde zu befriedigen, so war doch im Grunde diese ganze Thätigkeit nichts anderes als Mittel zum Zweck. Und sein Endziel war es immer, das, was er in sich aufgenommen, neu wieder hervorzubringen und es dann der kleinen oder großen Welt zu vermitteln.

Der Dichter muß diesen Drang besitzen, und Hans Sachs war er in hohem Maße eigen.

Am nächsten, zumal in der ersten Zeit, stand ihm die Singschule. Für sie hat er unablässig gearbeitet. Sechzehn Meistergesangbücher, in die er beinahe viertausend dreihundert Bare oder Meisterlieder eintrug, legen für die äußerst fruchtbare Thätigkeit unseres Dichters nach dieser Seite hin das beste Zeugnis ab. Die Vorbilder, Prophezeihungen, Psalmen und Geschichten des alten Testaments, die Evangelien und Episteln aus dem neuen und ihre Auslegungen, Materien aus

den alten Philosophen, „das Lob der Tugend und die Strafe des Lasters betreffend", „wahrhafte und seltsame Historien aus den Geschichtschreibern genommen", „künstliche Poemata aus den Poeten entlehnt", „geblümte Poetrei", d. h. Allegorien, und „Fabeln", „gute Schwänke und Stampaneien" (Tanzlieder) — alle diese mannigfaltigen Stoffe liebte Hans Sachs in die Weisen oder Töne des Meistergesangs einzukleiden. Wie es schon der Name ausdrückt, wurden sie in der Singschule in den hergebrachten oder neuerfundenen Melodien als Lieder vorgetragen.

Näher auf die Meisterlieder des Hans Sachs einzugehen, ist hier nicht möglich, aber auch nicht notwendig. Seine Eigenart zeigt sich auf einem anderen Gebiete, dem des Schwankes und der Erzählung.

Eine so kerngesunde, lebens- und schaffensfrohe Natur, wie die des Hans Sachs, konnte sich unmöglich den drückenden Fesseln, die der Meistergesang auferlegte, einseitig und auf die Dauer anbequemen, sie strebte nach freier Entfaltung ihrer Kräfte und verlangte ihre eigenen Wege zu gehen. Auch der Kreis der Meistersinger mußte ihr zu enge und beschränkt, zu nüchtern und zu wenig anregend erscheinen. Ihm, der klar dachte und dichterisch fühlte, der die seinem Denken und Empfinden gleichgestimmte Sprache fand, war es ein unabweisliches Bedürfnis, sich an weitere Kreise, an das Volk, ja, wo es sein mußte, an die Nation zu wenden.

„Die Poesie des Hans Sachs waltet am reinsten und eigensten in den Fabeln und Schwänken, deren Stoff und Umfang seiner Lebenserfahrung und ganzen Sinnesart am meisten entsprach", sagt einmal der Vater der neueren deutschen Sprachforschung und Altertumswissenschaft Jakob Grimm, ein Wort, das man getrost auf die erzählenden Gedichte des Hans Sachs überhaupt ausdehnen darf.

Auf eine nähere Besprechung der Fabeln an diesem Orte muß aus mehr als einem Grunde verzichtet werden. Die Stoffe schöpfte der Dichter wohl sämtlich aus der ihm zugänglichen Literatur, wie der Übersetzung des alten Fabeldichters Äsop und aus anderweitigen Erzählungen, Gedichten und Bearbeitungen mittelalterlicher Vorlagen. Aber auch hier zeigt sich wie sonst die Thätigkeit des Dichters in der freien

Wiedergabe und Umgestaltung des Stoffes und der Anfügung des lehrhaften Schlusses, der bei keinem dieser Gedichte fehlen durfte.

In einem weiteren Rahmen sind die Schwankgedichte des Hans Sachs zu behandeln. Gerade in seinen Schwänken steht er mitten im Leben des Volks, aus dessen unversieglichem Born er mit Liebe schöpft: ein scharfer Beobachter, dessen klaren Augen kein Zug entgeht; ein humorvoller Erzähler, von dessen schalkhaften Lippen die Geschichten von den Narreteien der Welt mit Anmut fließen, der aber auch den überaus derben Ton zu treffen versteht, der dem Geschmack jener rauheren Zeit behagte; ein eindringlicher Erzieher endlich, der aus all den Schwänken nnd Possen seine Lehren zu ziehen weiß. So liebte man es damals, und wir zartbesaiteten und ästhetisch oft so empfindlichen Nachkömmlinge vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts haben kein Recht, ihn wegen seiner oft derberen Tonart als roh zu schelten oder wegen seiner Nutzanwendungen als lehrsüchtigen und langweiligen Moralisten zu verschreien. „Die Moral der Geschichte" war eben der Punkt, auf den jeder Schwank und jede Fabel abzielte und sich zuspitzte.

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben,
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant."

Dieses prächtige Dichterwort paßt in vorzüglicher Weise auf den Schwankdichter Hans Sachs. In unabsehbarer bunter Reihe ziehen die naturwahren Bilder an uns vorüber, wie er sie dem immer wechselnden Leben entnommen, mit sicherer Hand entworfen, oft in epischer Breite und stets frisch und lebendig. Ganze Stände und Klassen schildert er ebenso sicher und natürlich, wie einzelne Personen und Vorkommnisse. Den ungebändigten Trieb nach unmöglichem Glück, die ungezügelte Begier nach Nichtsthun und sinnlichem Genuß veranschaulicht er auf das ergötzlichste in seinem Schlaraffenland.

Wer Sinn und Witz gebrauchen wollt,
Dem wurd kein Mensch im Lande hold,
Und wer gern arbeit mit der Hand,
Dem verbeut mans Schlauraffenland.
Wer Zucht und Ehrbarkeit hätt' lieb,
Denselben man des Lands vertrieb.

Wer unnütz ist, will nichts nit lehrn,[1])
Der kombt im Land zu großen Ehren,
Wann[2]) wer der faulest wird erkannt,
Derselb ist König in dem Land.
Wer wüst, wild und unsinnig ist,
Grob, unverstanden alle Frist,
Aus dem macht man im Land ein Fürstn.
Wer geren ficht mit Leberwürstn,
Aus dem ein Ritter wird gemacht
Wer schlüchtig[3]) ist und nichtzen acht
Dann essen, trinken und viel schlafn,
Aus dem macht man im Land ein Grafn.
Wer tölpisch ist und nichsen kann,
Der ist im Land ein Edelmann.

Die arge Welt, der es niemand recht zu machen vermag, stellt er im „Waldbruder mit dem Esel" dar. Im „Baldanderst" entwirft er ein humorvolles Bild von dem Wankelmut des Menschen und der Wandelbarkeit alles Irdischen. „Hans Unfleiß" in aller Welt bekannt und beliebt bei Männern und Frauen, bei Reich und Arm, bei Jung und Alt, richtet überall, wohin er kommt, Unheil und Verderben an. Halbblind, dabei nachlässig und unbedacht, thut er alles nur obenhin und halb. Im Regiment macht er Land und Leute unglücklich, bei Gericht schöpft er falsche Urteile, er zerstört gute Ordnung und bringt den gemeinen Nutz zu Schaden, im Krieg vernichtet er ganze Heere. Bei allen Ständen und in allen Lebenslagen verursacht er Zerrüttung und Untergang.

Summa Summarum, wo ich bin,
Friß ich das Hauptgut und Gewinn,[4])
Verderb, verwüst, verlaß und brich,
Daß die Katz wird das beste Viech.
Und wo ich lang bleib Gast im Haus,
Da muß der Wirt zum Tor hinaus.

Ein Gegenstück bildet „Heinz Widerborst" aus dem wilden Lappenland mit aufsträubendem Haar und widerspänstigem Sinn, voll von Launen, Grillen und wunderlichen Gedanken. Stets thut er das Gegenteil von dem, was andere für gut erkennen, hadert mit Gott und der Welt, ein rechter „Wen-

[1]) lernen. [2]) denn. [3]) nachlässig. [4]) Kapital und Zinsen.

denschimpf".[1]) Jedem hängt er etwas an und überall will er Recht behalten, ist gröber wie Bohnenstroh und ein ungeschlachter Schadenfroh, obwohl selbst so unverständig, daß er keiner Sau den Sattel anlegen könnte.

Bin stachlicht, ganz iglischer Art,
Halt allenthalben Widerpart,
Wann ich stich mit spitzigen Worten
Tückisch umb mich an allen Orten.
Sitz ich in Rat oder Gericht,
Laß ich der Wahrheit Fürgang nicht.

Beim Handwerk ruft er Uneinigkeit hervor, in Gesellschaft erregt er Lärm und Hader, auf der Gasse streitet er mit der ganzen Nachbarschaft, in der Ehe bedrängt er den anderen Teil. Wo er in einem Hause sich einnistet, entsteht wilder Strauß, es sei bei Laien oder Pfaffen. Wo er hinkommt, ist Zank, Hader, Aufruhr, Krieg und Unwillen die Losung,

Daß jederman mich billig schätz,
Ich sei der rechte Hadermetz.

Hinter sich her schleppt er einen Dornstrauch, dessen scharfe Dornen ihn an Schenkeln, Sohlen und Knöcheln blutrünstig machen. In seiner Thorheit schafft er sich durch seinen Widersinn große Unruhe. Bei allen Leuten ist er schlecht gelitten, da man ihm mit demselben Maß mißt. Wer es nur kann, rupft ihn mit Worten und mit Werken. So vermag er es nicht länger auszuhalten. Und weil ihm jedermann scharf zusetzt, so will er, Heinz Widerborst,

Wieder gehn in des Waldes Forst,
Fliehen fürbaß menschliche Bildnus,
Bleiben einsam in meiner Wildnus,
Weil mir mein Weis gefällt allein,
Und gänzlich unbekümmert sein
Mit der Welt, bis doch mit der Zeit
End nehm mein Widerbörstigkeit.

Nicht weniger schlimm und gefährlich ist der unverträgliche „Häderlein", des „Zänkleins Bruder". Seine Natur äußert sich in Gewaltthätigkeit, Streitsucht, Hetzerei und Prahlsucht, und der Dichter selbst kann sich vor ihm nur durch die Flucht retten, als er ihm den Rat gegeben, er möge seine Bärenhaut abziehen.

---

[1]) Spielverderber.

Die Untugenden und Laster der Menschen, wie Geiz und Verschwendung, Schlemmerei und Völlerei, Neid und Eifersucht, Untreue und Verleumdung, Trägheit und Sinnlichkeit, Hoffart und Zornmut, schildert er im einzelnen in ihrem Wesen ebenso wahr und anschaulich, wie er andererseits die Tugend in ihrem inneren Werte und ihrer Schönheit darstellt und preist. Ernst und Humor findet sich hier in oft wunderbarer Mischung.

Die drei Klaffer.



Die wilden Holzleute klagen über die ungetreue Welt, die aller Wahrhaftigkeit bar, voller Eigennutz, Hoffart, übler Nachrede und Thorheit, voll von allen Lastern und Sünden steckt.

Und in kurz, Summa Summarum,
Was in der Welt ist schlicht und frumm,
Muß von der Welt durchächtet[1]) werden;
Was aber listig ist auf Erden
Verschalkt,[2]) vertrogen auf all Bahn,
Heißt die Welt einen geschickten Mann,

[1]) verfolgt. [2]) verschlagen.

Seit nun die Welt ist so vertrogn,
Mit Untreu, List ganz überzogn,
So seien wir gangen daraus,
Halten im wilden Walde Haus
Mit unsern unerzognen Kinden,
Daß uns die falsch Welt nit mög finden,

Nachred, das gräulich Laster.



Da wir der wilden Frücht uns nähren,
Von den Würzlein der Erde zehrn,
Und trinken einen lautern Brunnen.
Uns thut erwärmen die licht Sunnen,
Mies,[1]) Laub und Gras ist unser Gwand,
Darvon wir auch Bett und Deck hant;

[1]) Moos.

Ein steine Höhl ist unser Haus,
Da treibet keins das ander aus,
Unser Gsellschaft und Jubiliern
Ist im Holz mit den wilden Tiern;
So wir denselben nichts nit than,
Lassens uns auch in Frieden gahn.

Eine ernstliche Ermahnung an die Weltkinder, so in



Leibs Wollust ersuffen sind, wieder zu kehren.

Also wir in der Wüsten sind,
Gebären Kind und Kindeskind.
Einig und brüderlich wir lebn,
Kein Zank ist sich bei uns begebn;[1])
Ein jedes thut, als es dann wollt,
Daß ihm von jem[2]) geschehen sollt;

[1]) begibt sich bei uns. [2]) jenem.

Umb kein zeitliches Thun wir sorgen,
Unser Speis find wir alle Morgen,
Nehm wir zur Notdurft und nicht mehr
Und sagen Gott drumb Lob und Ehr.
Fällt uns zu Krankheit oder Tod,
Wiß wir, daß es uns kommt von Gott,
Der alle Ding am besten thut.
Also in einfältigem Mut
Vertreiben wir hie unser Zeit,
Bis ein Änderung sich begeit[1])
In weiter Welte umb und um,
Daß jederman wird treu und frum,
Daß Statt hat Armut und Einfalt;
Dann wöll wir wieder aus dem Wald
Und wohnen bei der Menschen Schar,
— Wir haben hie gewart viel Jahr —
Wenn Tugend und Redlichkeit aufwachs,
Daß bald gescheh, das wünscht Hans Sachs.

Und so werden die wilden Holzleute noch wohl länger warten müssen. Ja, der Dichter schaut die Welt, wie sie ist, und was er sieht, giebt er allerdings in humoristischer Übertreibung und Verallgemeinerung wieder. Sein Scherz ergötzt und sein Spott erregt Lachen, ohne zu kränken. Der Schalk sitzt ihm im Nacken. Wie sein Auge, klug und hell, wie die Züge seines lieben Gesichts, freundlich und wohlwollend, wie sein beredter Mund, zu leichtem Spotte geschürzt, so sind auch alle diese Gedichte, in denen er die Schwächen und Fehler der Menschen tadelt. Und in allem wieder der tiefe sittliche Ernst, der sich jener liebenswürdigen Formen bedient, um so leichter und besser auf die Herzen der Menschen zu wirken. Die Klage des Wolfes über die bösen Menschen ist nicht minder bemerkenswert und für die Lebensauffassung des Dichters der Betrachtung wert. Der Wolf erhebt seine Stimme zu Jupiters Thron als das „hartseligste Tier“, dem jedermann nachstellt und ums Leben zu bringen trachtet.

Als ob ich sei der ärgste Schalk,
Ein Mörder, Dieb und Lasterbalk,
Und trieb doch kein ander Unfur,[2])
Dann was mir einpflanzt die Natur.

---

[1]) begibt. [2]) Unfug.

Wenn er dem Bauer Schweine, Enten, Gänse und Schafe fortträgt, so thut er das zu keinem Geschleck. Würde der Bauer ihm mehr Kuttelflecke geben, so wolle er ihm kein Roß mehr anfallen. So nährt er sich im Stegreif, denn Gras kann er nicht essen; sein Vater aß auch kein Heu. Dreschen, hacken und reuten kann er nicht, man läßt ihn auch nicht zu den Menschen, damit er ein Handwerk lerne, um sich mit Arbeit zu ernähren. Dazu nimmt er nur Eßwaren, um nicht Hungers zu sterben. Und nun bringt er ein langes Register von den üblen und falschen Stücken und Kniffen der Menschen, die doch mit Sinn und Vernunft begabt sind und die christliche Lehre und Verheißung auf ein ewiges himmlisches Leben von Gott erhalten haben.

Solche Ding alle mangeln mir,
Ich bin ein unvernünftigs Tier;
Wo ich aber ein besseres west,[1])
Wolt ich erwählen noch das best,
Das doch der Mensch mit nichten thut,
Strebt nach Gwalt, Wollust, Ehr und Gut,
Als sei er thöricht, toll und blind,
Derhalb in alle Laster rinnt,
Darumb er viel sträflicher wär.
Derhalb, o höchster Jupiter,
Bitt ich, mir ein Geleit zu geben,
Daß ich fürwahr mög sicher leben
Bei menschlichem Gschlecht auf Erdrich,
Das viel schändlicher lebt dann ich;
Derhalb straf sie und laß mich frei,
Als lieb dir die Grechtigkeit sei.
In dem schwang sich Herr Jupiter
Von oben auf ein Adler her
Und sprach: O, Wolf es wird auf Erden
Plötzlich ein große Ändrung werden;
Dann soll dein werden auch gedacht,
Daß du kommst aus dem Bann und Acht.
Fröhlich lief ein der Wolf gen Holz.
Herr Jupiter, schnell als ein Bolz,
Fuhr wieder auf zu seinem Thron.
Ich wut[2]) in tiefem Schnee darvon,

---

[1]) wüßte. [2]) watete.

Gedacht: Ach Gott, der groszen Schand!
Ein jedes Tier in seinem Stand,
Fisch, Vögel und all Kreatur,
Was je von Gott erschaffen wur,[1])
Das lebt nach der Natur allein,
Die ihm Gott hat gepflanzet ein,
Und in keim Stück das übertritt;
Allein der Mensch thut solches nit,
Sondern bleibt Gott nit unterthänig,
Ist seinen Geboten widerspänig,
Nach Gwalt, Ehr, Gut und Wollust strebet,
Dadurch in allen Lastern lebet
Wider Vernunft und christlich Lehr,
Wider Tugend, Sitten und Ehr.
Des werden an dem jüngsten Tag
All Kreatur mit groszer Klag
Wider den Menschen Zeugnus geben
Und wider sein sündliches Leben,
Die er miszbraucht hat allesamen
Ihm selb zu ewigen Verdammen;
Auch ist wahrhaftig zu vermuten,
Dasz Gott uns werd mit seiner Ruten
Scharpf heimsuchen und gar behenz
Mit Krieg, Teurung und Pestilenz
Und ander erschröcklicher Plag.
Gott wöll, dasz dardurch vor dem Tag
Busz und Beszrung bei uns aufwachs,
Dasz wir fromm werden, wünscht Hans Sachs.

Schildert er so einzelne typische Gestalten, Tugend und Laster, die arge Welt selbst in Ernst und Scherz, in Bild und Wirklichkeit, in Allegorie und Wahrheit, so geht er auch unter die einzelnen Stände, beobachtet ihr Leben und Treiben und weisz Ergötzliches darüber zu berichten.

Der Bauer in seiner tölpischen Unbeholfenheit, seiner Einfalt und Grobheit bildete von jeher die Zielscheibe des allgemeinen Spottes und Witzes. Auch Hans Sachs giebt sich gerne mit ihm ab. Köstliche Schildereien des Lebens und Gebarens bei bäuerlichen Lustbarkeiten liefert er in seinem

---

[1]) wurde.

„Bauerntanz", dann im „Nasentanz", Schwänken, die dichterisch ebenso anziehend, wie sie kulturhistorisch wertvoll und lehrreich sind. Von nah und fern sind die Paare zur berühmten Mögeldorfer Kirchweih herbeigeströmt.

In einem großen Wirteshaus
Die Pauern leben in dem Saus,
Die Kalbsköpf, Mägen und die Krös,
Pfeffer und Sulz waren nicht bös,
Die Rotsäck und die Schweinebraten,
Die sauer Milch war wohl geraten.
Der Wein ward also kühlet drunken,
Daß ir viel unter die Pänk sunken . . .

Sein eigen Wort ihr keiner hort.
Ganz fröhlich waren Jung und Alt,
Nit weiß ich, wer die Örten[1]) zahlt.
Darnach sach ich zwen dölpet Pfeifer,
Ihr Singer kolbet[2]) wie eim Schleifer,
Die stonden da und pfiffen auf . . .

Von Mädchen ist ein großer Zudrang. Sie stehen da und warten der Burschen, bis endlich Fritz, Kunz und Hans mit ihnen aufziehen. Und nun gibt der Dichter, der als stiller Beobachter an der Kirchweih teilnimmt, ein drastisches aber wahres Bild der bäuerlichen Freuden unter kurzer, oft derber Charakteristik der aufziehenden Paare, von Hans Döschinbrei von Rammersloch, der die Gresch von Erbelding zu Tanze führt, bis hinauf zum Meßner von Schweinau, der mit des Pfarrers Frau von Schniegling, die er gern sieht, sein Tänzchen macht, wobei er „viel Scherzens" treibt. Zum Schluß erreicht das jauchzende Vergnügen den Gipfel der Lust und artet in Hader und Rauferei aus.

Den Reihen sah ich umhinspringen,
Ihr viel, die griffen zu den Klingen.
Ich dacht: Es wird ind Läng nit fehlen,
Sie werden an einander strählen,

---

[1]) Zeche.
[2]) kolbenartig.

Und wird ein großes Schlagen draus.
Ich macht mich auf und geng zu Haus,
Wann ich besorgt da Ungemachs
Auf der Bauernkirchweih, spricht Hans Sachs.

Der „Nasentanz zu Gümpelsbrunn“, den die Preiskrönung der drei größten Nasen abschließen soll, ergänzt das kulturgeschichtliche Bild, das uns die Bauernkirchweih bietet. Ein überlustiges Leben hat sich bereits entfaltet: alle Städel voll Bauern, die schreien, zechen und schmausen. Die Mädchen singen zur Sackpfeife, die Bauernknechte laufen und springen und werfen einander nieder, andere spielen in die Lebkuchen oder suchen Kurzweil beim Hahnenkampf. Sie stoßen auf einander und treten sich auf die Stiefel. Der Dichter besorgt, bei dem „Trutz und Tratz“ könnte sich leicht ein Hader anspinnen und begibt sich deshalb auf den Kegelplatz, wo um ein rotes Tuch gekegelt wird. Da denkt er sich,

ob diesem Kegeln
Werden sie noch einander flegeln.

Weiter wandelnd, kommt er auf einen Plan, wo viel alte Bauern versammelt sind. In der Mitte des Platzes an einer Stange hangen drei schöne Kleinode, ein Nasenfutter,[1]) eine Hose und ein Kranz. Wer die größte Nase aufweisen kann, gewinnt den Kranz, die beiden Nächstfolgenden erhalten die Hose und das Futter.

Eh ich verzog ein Vierteil, dar
Kamen zwen Pfeifer mit Schalmeien,
Die pliefen auf zum Nasenreihen.
Her drungen Pauern und ihr Basen
Ohn Zahl mit also großen Nasen,
Lang, dick und krumm, henket und pucklet,
Murret[2]), munket[3]), preit, pflunscht[4]) und hucklet,
Zinket, hacket[5]), knorret und knollet,
Dreieckicht, viereckicht und drollet[6]),
Gleißend und rot, küpfren und högret[7]),
Voll Engerling, wimmret[8]) und knögret[9]),
So unfüg, daß ich auf den Tag
Tanzens und Kleinat gar verwag.[10])

---

[1]) Nasentuch, Schnupftuch? [2]) stumpf. [3]) trotzig, aufstehend? [4]) wie ein Klumpen. [5]) hakig. [6]) zusammengeballt. [7]) höckerig. [8]) warzig. [9]) knotig. [10]) verzichtete.

Indem die Pfeifer beid aufpfiffen,
Einander sie zun Nasen griffen,
Zogen einander an den Reihen
Und sprangen her nach den Schalmeien
Bei zweinzig Person, Mann und Frauen,
Daran ich meinen Lust thät schauen.
Ich dacht: Wie west ich ihr so viel,
Die all recht wären zu dem Spiel!

Doch wie sich die Paare im fröhlichen Reigen schwingen, da wird der Lust durch ein großes Schlagen vom Kugelplatz her ein Ende gesetzt, und die Austeilung der Gaben muß auf den folgenden Sonntag verschoben werden, an dem jeder sich wieder einstellen und noch einen guten Gesellen, er sei Bürger oder Bauer, arm oder reich, wenn nur wohl benaset, zum Nasenwettbewerb mitbringen soll. Auch sonst bringt unser Dichter über den ungeschlachten und tölpischen, aber auch den schlauen und verschmitzten Bauer allerlei Possen und Geschichten, wie sie in der Stadt umliefen oder wie er sie in Büchern verzeichnet fand oder selbst gesehen und erdichtet hatte.

Weiterhin zeichnet er den „frommen Adel", der allein das Recht auf Raub und Plackerei in Anspruch nehmen darf. Zu Frankfurt, so erzählt er, war einmal über einen gar lustigen Reitersmann, der aber Straßenraub getrieben, vom Halsgericht das Todesurteil gefällt worden. Darüber empfanden Männer wie Frauen großes Mitleiden, denn er war wohlgestaltet, groß und schön, hatte einen gar höflichen Gang und war in der Kleidung schmuck und sauber. Auf dem Weg zum Hochgericht kam der Zug an einem Wirtshaus vorbei, das voll fremden Adels lag, der mit der fränkischen Ritterschaft paktieren wollte. Auch ihn dauerte das junge Blut so sehr, daß er sich um sein Leben beim oberen Rat verwendete. Als die adligen Herren aber vernehmen, daß der Reitersmann den Kaufleuten die Wagen aufgehauen, sie mit seiner Rotte aus dem Spessart gefangen und geschätzt, da werden sie plötzlich anderen Sinnes und rufen mit Entsetzen aus:

Wie, hat geraubet dieser Jung
Die Kaufleut schon auf dem Spessart,
Und er ist doch nicht edler Art?
Das hab wir nicht gewust vorhin,
Derhalb nur eilends mit ihm hin,

Und laßt ihm nur sein Kopf abschlagen!
Wolt der Bauernknecht in den Tagen
Sich mit Raub auf dem Spessart nährn,
Welches doch nur zusteht mit Ehrn
Dem frommen Adel aller Maßen,
Den Kaufleuten in Busen blasen,
Daß ihm die Gülden herausstieben?

Dem Adel nur steht der Reuterdienst zu, den er fürhin wie bisher als „tapfre gute Reutersmär" sich vorbehält.

Damit der fromm Adel abschied
Und war des Urteils wohl zufried.

Der Dichter aber meint zum Schluß, alle Kaufleute sollten froh sein, daß so alle Straßen in Franken, Bayern, Sachsen und Schwaben gesäubert würden. Der Adel sorge schon dafür, daß kein Räuber mehr auf irgendwelcher Straße wegelagere, er sei denn von adligem Geschlecht.

Derhalb ist jetzt gut sicher wandeln
Gen Frankfurt und Leipzig zu handeln,
Dergleich durch all Gebirg und Thal,
Das vor unsicher war zumal.
Wer jetzund durch den Spessart züg
Und Gold auf seinem Haupte trüg,
Man nähm ihm nicht ein Birenstiel,[1])
Darauf so laß sich,[2]) wer da will;
Doch hüt er sich vor Ungemachs
Auf allen Straßen, rät Hans Sachs.

Trieb so der „fromme Adel" oft in ganzen Rudeln mit Abfangen und Ausrauben der Kaufmannszüge sein sauberes Geschäft im Großen, so zehrte damals eine aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzte Rotte an dem Mark des offenen, unbewehrten Landes. Das waren die „frommen Landsknechte". Bettelnd, plündernd und raubend durchstreiften sie Dörfer und Gehöfte, zumal wenn sie des Kriegsdienstes ledig für ihr vagabundierendes Handwerk völlig freie Hand gewannen. Hans Sachs kennt ihre Art ganz genau.

Drumb lief er (der Landsknecht) im Land um zu garten.[3])
Und wo er in ein Dorf einzüege,
Den Pauern er die Hühner schlüge,

---

[1]) Birnenstiel. [2]) verlaß sich. [3]) betteln.

Wo er küm für ein Pauernhaus,
Not[1]) er Kreuzer und Eier raus,
Fiel auch die Leut an auf den Straßen,
Ein Ritterzehrung ihm zu lassen.

Den Landsknecht vergleicht der Dichter mit einem Krebs, mit dem er achtzehn Punkte gemein hat. Einzelne davon seien hier hervorgehoben. So ist der Krebs eins von den zwölf Himmelszeichen, der Landsknecht aber

ein Zeichen zum Kriegen,
Darin all Freud ist nieder liegen,
Allda mit Gfängnüs, Mord und Prant
Verderbet wird Leut unde Land,
Das Vieh veröst[2]) an allem End
Und umgestürzt die Regiment,
All Tugend werden matt und öd,
Im Schwang gehnt alle Laster schnöd;
Derhalb ein friedsam Herz erschrickt,
So es nür ein Landsknecht anplickt.

Wie der Krebs, der selbst von kalter Natur, in der Kühle leben muß, so hat auch der Landsknecht Kälte, Wind, Reif und Regen, Hagel und Schnee zu erdulden. Auf der Schildwache klappern ihm die Zähne und erfrieren ihm Hände und Füße. Wie der Krebs im Winter gräbt er sich im Felde ein, um sich gegen des Feindes gräulich Geschoß zu sichern, liegt in der Hütte auf dem Stroh und freut sich dessen.

Der Krebs ist auch feuchter Natur
Und wohnet in dem Wasser nur,
An der Trueckne kann er nit leben.
Die Natur hat der Lanzknecht eben,
Daß er fruh und spat vol mueß sein,
Sich stets fuellen mit Pier und Wein,
Kein Sparung hat an keinem Ort,
Wie denn lautet das alte Sprichwort:
Ein Landsknecht und ein feistes Schwein
Die sollen alle Zeit voll sein,
Weil sie doch wissen peide nicht,
Wenn man sie würget und absticht.

---

[1]) nötigt, zwang er. [2]) verderbt.

Wie der Krebs ist der Landsknecht gewappnet und gepanzert, und, wie der Krebs mit Krebsen, streitet er gern mit seinesgleichen, dabei verliert der Krebs oft eine Schere, der dann eine kleine nachwächst; wenn sich die Landsknechte lahm und krumm schlagen, so wächst ihnen freilich keine neue Hand wieder, aber sie lassen sich zum Kriegshandwerk eine von Eisen an den Stumpf machen. Taugt sie auch zur Arbeit nicht, so ist das von keinem Belang, da der Landsknecht nach Arbeit nicht viel fragt. Krebs wie Landsknecht gehen oft bei Nacht zum Köder, der ihnen gelegt ist, und werden darob gefangen.

Der Krebs greift stetigs hin und her
Im Gehn mit seiner offnen Scher.
Was er ergreift, er nit lang hält,
Also der Landsknecht täglich stellt
Im Krieg nach großem Hab und Guet;
Und was er gleich erschnappen duet,
Mit Peut, Raub oder ob dem Spiel,
Und ob er des gleich samlet viel,
So kann es nicht lang helfen ihn,
Wie es her kam, so geht es hin.

Und jetzt noch eine von den vielen Ähnlichkeiten zwischen Landsknecht und Krebs, die wir nicht alle aufzählen können und mögen. Wenn der Krebs die Eier unterm Schwanz trägt, dann ist er in der besten Verfassung, so daß jeder sein begehrt. Ebenso ist der Landsknecht geliebt und gesucht, wenn

sein Säckel ist Geldes voll;
So lang wird er gehalten wohl
Von Freunden und von guten Gselln,
Die alle mit ihm pursen[1]) wölln.
Die schön Fraun haben ihn auch gern,
Offen stehn ihm alle Tafern,
So lang er auszugeben hab . . .

Und so fort. Zwar ist der Landsknecht mit den achtzehn Eigenschaften, die ihm der Dichter beilegt, nicht einverstanden und wendet ein:

Ich meint, würst die Landsknecht erheben
Mit Lob, vergleichen einem Leben[2])
Ihr Kühnheit halb mit freier Hand,
Daß sie beschützen Leut und Land,

[1]) sich verbrüdern. [2]) Löwen.

Ihr Leib und Leben wagen drob,
Die haben je ein höhers Lob,
Denn du hast mit dem Krebs erzählt.

Doch der Dichter ist anderer Meinung: nur gering sei die Zahl derjenigen, die blos um des Vaterlandes willen Leib, Ehr' und Gut wagen, den Frieden wünschen, den Armen schonen und nur dem Feinde Schaden zufügen. So schlimm sind die Landsknechte, daß sie weder Petrus im Himmel, noch Luzifer in der Hölle herbergen mag. Einmal zogen neun Landsknechte bettelnd von Haus zu Haus und kamen schließlich auch an das Himmelsthor. Sie klopften an, um auch da zu „garten", d. h. zu betteln. Petrus will sie hereinlassen, aber der Herrgott will davon nichts wissen.

Als nun die Landsknecht mußten harren,
Singens an zu fluchen und scharren:
Marter, Leiden und Sakrament.

Petrus, der diese Flüche noch nicht gehört hat, meint, sie reden von geistlichen Dingen, und bittet den Herrn, er möge sie doch einlassen, frömmere Leute habe er noch nicht gesehen. Wenn Gott auch meint, es seien Landsknechte und würden mit ihrem Mutwillen den Himmel zu enge machen, Petrus besteht auf seinem Willen, Gott gibt es zu, allerdings mit dem Bemerken, Petrus möge nur zusehen, wie er sie wieder hinausbringe. In den Himmel gekommen, betteln sie bei jedermann, und als sie das nötige Geld zusammengebracht, setzen sie sich nieder und fangen an zu würfeln. Doch ehe eine Viertelstunde vergangen, bricht ein Hader unter ihnen aus, sie ziehen vom Leder, schlagen auf einander und jagen sich den Himmel auf und nieder. Wie sich nun Petrus ins Mittel legen will,

Die Landsknecht ihn tückisch ansahen
Und thäten auf St. Peter schlahen,
Daß ihn' sanct Peter must entlaufen,
Zum Herren kam mit Ächzen und Schnaufen
Und klagt ihm über die Landsknecht.
Der Herr sprach: dir gschicht nit Unrecht.
Hab ich dir nit gesaget heut:
Laß sie draus, es sind freche Leut?

Petrus bittet, sich entschuldigend, daß er die Landsknechte nicht gekannt, der Herr möge ihm helfen, daß er sie wieder hinausbringe, es solle ihm eine Warnung sein für die Zukunft. Der Herr rät ihm nun, er solle einen Engel vor das Himmelthor stellen und Lärm schlagen lassen. Wie aber die Trommel wirbelt,

Loffen die Landsknechte ohne Verzug
Eilend aus durch das Himmelsthor,
Meinten, ein Lärmen wär darvor.
Sanct Peter beschloß die Himmelpforten,
Versperrt die Landsknecht an allen Orten,
Da keiner seit hinein ist kummen,
Weil Sanct Peter thut mit ihn brummen,
Doch nehmt auf Schwankweis dies Gedicht,
Wie Hans Sachs ohn alls Arges spricht

fügt der Dichter noch hinzu, gleich als wollt' er es mit den „frommen Landsknechten" nicht völlig verderben. Aber auch dem Teufel ist seine Hölle für die Landsknechte zu gut. Luzifer hat gehört, wie im deutschen Reich ein böses Volk auferstanden, die Landsknechte nämlich. Ein Dutzend davon möchte er zu gern in der Hölle haben, nur um zu sehen, was es für Leute seien. Sie fasten nicht gern, wie er vernommen, sind lieber allzeit voll, beim Schlemmen und Prassen gefällt es ihnen, beim Spiel fluchen und balgen sie, geben kein Almosen und ziehen auf den Bettel aus, dienen auch einem Kriegsherrn und bekümmern sich nicht weiter, ob er im Recht ist oder nicht. „Belzebock" muß nun auf Luzifers Geheiß in ein Wirtshaus fahren, wo die Landsknechte in Saus und Braus leben, und hinter dem Ofen passen, ob er keinen entführen könne. Da hört er nun aus ihrem Munde, was sie im Kriege getrieben, und entsetzt sich über ihre Streiche dermaßen, daß ihm alle Haare zu Berge stehen und er am liebsten heimlich entlaufen möchte. An drei Tischen trinken sie einander zu, Ganze und Halbe,

Da einr dem Glas nur gab ein Schwung
Und soffs heraus auf einen Schlung.

Wenn nun der Teufel dachte mit List heimlich in einen zu fahren in dem Augenblick, da er so unvorsichtig trank, so wurde ihm das doch immer dadurch vereitelt, daß jeder den

Der Teuffel lest kein Lantzknecht mehr in die Helle faren.



Hans Sachs.

Zutrunk mit dem Spruch begleitete: „daß dirs Gott gesegne" und der Andere ebenso erwiderte. Wie ein Narr harrte der Teufel den ganzen Abend hinterm Ofen, ohne etwas zu erreichen. Nun hatte aber ein Kriegsmann einen erschlagenen alten Hahn hinterm Ofen aufgehängt und sprach jetzt zum Wirt: „Geh hinter den Ofen in die Höll,[1]) nimm den armen Teufel, rupf ihn und laß ihn braten, dann wollen wir ihn fressen!" und zeigte damit auf den toten Hahn. Der Teufel aber bezieht die Rede auf sich, stößt eine Ofenkachel aus, fährt durch das Ofenloch und kommt mit großem Geschrei wieder in die Hölle hinab. Da schildert er nun Luzifer die frommen Landsknechte und ihr wüstes Gebahren.

Wilder Leut hab ich nie gesehen,
Ihr Kleider auf den wildsten Sitten
Zerflammt, zerhauen und zerschnitten,
Eins Teils ihr Schenkel blecken thäten,
Die andern groß, weit Hosen hätten,
Die ihn' bis auf die Füß rab hiengen,
Wie die gehosten Tauber giengen,
Ihr Angsicht schrammt und knebelbartet,
Auf das aller wildest geartet,
In Summa wüst aller Gestalt,
Wie man vor Jahrn uns Teufel malt.
Die brachten einander Umschanz,[2])
Im Hui wurdens entrüstet ganz,
Balgten und haueten zusam
Einander beide krumb und lahm
Und fluchten auch so unbescheiden,
Als wären sie Türken und Heiden,
In meinem Sinn so dauchte mich,
Sie wären viel wilder dann ich.

Und wie Luzifer noch von ihrem Zutrinken und von ihrem Unterfangen, den Teufel selbst zu braten und zu fressen, vernimmt, da gibt er seinem „Belzebock" recht und will sich in Zukunft mit den hergebrachten Verbrechern begnügen.

Die wöll wir um ihr Unzucht strafen,
Auf daß kein Unrat uns erwachs
Von den Landsknechten, wünscht Hans Sachs.

---

[1]) Raum zwischen Ofen und Wand. [2]) Würfelspiel.

Weitere lustige Stücklein von den übermütigen Streichen der nassen Zunft der Bachanten, Studenten und Sprecher, besonders aber des Till Eulenspiegel ergänzen das Kapitel von dem fahrenden Volk. Die Thaten und derben Geschichten Eulenspiegels zumal waren dem Dichter hochwillkommen. Gerade dieses Urbild des vor lauter Mutwillen überschäumenden und dann wieder schlauen und verschmitzten Narren, der aller Welt einen Possen spielt, aber auch bei seinen tollen, oft drastischen Scherzen eine gewisse Weltweisheit, Gutmütigkeit und rechtlichen Sinn nicht vermissen läßt, bewegt sich ganz und gar auf dem Gebiet des derben Schwankes, wie ihn der Dichter liebte und pflegte, und gab ihm wiederholt Gelegenheit, seinem Humor und seiner Lust am Abenteuerlichen voll die Zügel schießen zu lassen.

Diesem fahrenden Volk schließt sich der mit seinen Waren die weite Welt durchziehende Kaufmann am füglichsten an. Seine Wege sind nicht mit Rosen bestreut. Stets muß er schnell sein auf der Bahn

Mit Reiten, Fahren, Laufen, Wandern
Von einem Lande zu dem andern
In Österreich, Ungern, Prawand,
In Franken, Schwaben und Welschland,
In Meichsen, Schlesing, Poln und Reußen,
In Steurmark, Beham, Schweiz und Preußen,
Wo er nur Geld zu gwinnen weiß,
Im Winter kalt, im Summer heiß,
Durch Schnee, Regen, Wetter und Wind
Muß er sein unverdrossen geschwind,
Durch Berg und Thal, Wasser und Schrann,[1])
Durch Mörder, Rauber und Schnapphan,
Die auf ihn lauschen in der Hecken
Und ihm ein Summa Geld abschrecken
Wider Ehr und Recht unverschambt.
Solch Gfahr ein Kaufmann alle sampt
Verachten muß wie Kindes Werk
Und muß pauen Meß und Märk,
Auf daß sein Handel geh für sich.

Ganz besondere Eigenschaften soll der Kaufmann besitzen, still und verschwiegen, wachsam und fleißig soll er sein, wenn

[1]) Getreidemarkt, aber auch: Gericht. Von Schranke.

er Reichtum und Ehre gewinnen will. Trotzdem gelingen ihm nicht immer seine Anschläge, sein Glück schlägt um,

Bis er zuletzt gar muß entlaufen
Von Ehr und Gut und was er hat.

Der Kaufmann muß beredt sein und seine Ware mit einschmeichelnden Worten anpreisen können, so daß der andere sich den Kopf krauen möchte, wenn er sie nicht bekäme. Doch wenn dieser

die War bringt in Gewalt,
So ers hat umb zwei Geld bezahlt.

Fremde Ware setzt er auf alle Weise herab, damit er sie um geringes Geld erhalte, dem Schuldner droht er in „ernsten und zornigen Worten" mit dem Gericht. So spricht Mercurius, der Gott der Kaufleute und der Diebe. Und einem Diebe gleicht der falsche Kaufmann in manchen Stücken

Der sich auf Geiz ergibet ganz,
Der prauchet mancherlei Finanz
Mit böser ungerechter War,
Verfälschet und verlegen gar,
Die geit[1]) er hin für recht und gut
Auf das teuerst nach seinem Mut
Und schwört, er wiß kein Brechen[2]) dran,
Und sicht dieweil den Himmel an,
Und wo er einem porgen soll,
So salzt er ihm das Pfennwert[3]) wol.
Und wo er selbst Pfennwert einkauft,
Den armen Stückwerker er rauft,
Mit parem Geld thut er ihn pochen,[4])
Das heißt die Gorgel abgestochen,
Dergleich mit Maß, Gewicht und Eln,
Thut er dückisch hinüber schneln,
Dergleich mit Schreiben, Zähln und Rechen
Thut er sein Treu und Ehr oft prechen.
Das heißt man jetzt Behendigkeit.
Mir wurd geprechen wol die Zeit,
Solt ich hie alle Stück benennen,
Wie mit dem Judenspieß sie rennen,

---

[1]) gibt. [2]) Verbrechen. [3]) Verkaufsartikel, Ware. [4]) mißhandeln, vexieren, hier wohl bei sofortiger Zahlung die Preise drücken.

Mit Wechsel, Porgen und dem Leihen,
Wie wohl man hie nit laut darf schreien,
Wen ich hie triff, versteht mich wohl.
Der Dück steckt ein falsch Kaufmann voll,

Mercurius, ein Gott der Kaufleute.



Darmit er nur werd reich auf Erden,
Obschon sonst dausend arm drob werden,
Die er mit Schwätzen, Schwören, Liegen
Umb ihr Gut fälschlich ist betriegen,
Und liegt ihm nit ein Härlein dran . . .

Auch dem damals weit umsichgreifenden rücksichtslosen Eigennutz, der besonders bei den großen Handelsgesellschaften

und Monopolisten hervortrat, geht der Dichter energisch zu Leibe. Der „eigne Nutz"

. . . schlickt[1]) in sein Kragen
All Metall, Wachs und Spezerei
Durch Gesellschaft und durch Saktorei,
Mit Tauschen, Stechen[2]) und Verkaufen,
All Waar Zusammenkupplen und Haufen
Auf Aufschlagmachen in all War,
Auf Borg viel teurer, wann umb par.

So schildert er den „Wolfsmagen" des alles verschlingenden Eigennutzes, dem er gleich eine Beschreibung der „Greifenklauen" des Handwerks anschließt.

Die Greifenklahen deuten sind,
Daß eigner Nutz ist rund und gschwind
In den Handwerken allgemein,
Wie die genannt sind groß und klein
Mit Gießen, Schmelzen, Schmiedn und Drehen,
Mit Schnitzen, Weben, Schneiden und Nähen,
Da ist ein Reißen Tag und Nacht,
Viel neuer Gattung wird aufbracht,
Brechen ihr Ordnung und Gsetz,
Einer arbeit dem andern zu Tretz,[3])
Jeder fräß geren alles sand,
Kauft jenem die War aus der Hand,
Setzen einander Kunden ab
Und auch die Knecht durch heimlich Gab,
Hindern einander auch dargegen,
Der Reich' den Armen thut verlegen
Und will die Arbeit wohlfel han,
Ein Suppensieden auch darvon,
Lernen viel Bubn in allen Sachn,
Nehmen Geld, sie zu Meister machn,
Und wo jetzt sollt ein Werkstatt sein,
Seind allmal wohl drei für die ein,
Als dann Jung mit Jungen hin wudeln[4])
Und viel Haufen Werks aushinsudeln
All's auf die Eil' wohlfeil und schlecht,
Man findet weng Arbeit mehr gerecht

[1]) schluckt. [2]) Tauschhandel treiben. [3]) Trutz. [4]) hin- und herlaufen, wimmeln.

Auf Märkt, auf Meß, wo sies hinführn,
In Krämen oder im Hausiern,
Geben wohlfeil zu Neid einander,
Bis sie verderben allesander.
Also durch Eigennutzes Schlund
Gehet jetzt viel Handwerk gar zu Grund.

Gar schlecht zu sprechen ist der Dichter auf die Juristen und „Finanzer". Das Volk hatte keinen Glauben an das ihm aufgedrungene fremde Recht, das es nicht verstand. Dieser allgemeinen Abneigung gibt der Dichter köstlichen Ausdruck in dem Schwank: „Der Müller mit dem Studenten". Der Müller, der seinen Sohn auf die hohe Schule zu Ingolstadt geschickt hat, damit er dort die Rechte studiere, will nach Ablauf von drei Jahren auch einmal erfahren, was jener denn gelernt hat. Der Sohn zeigt ihm das corpus juris und erklärt, daß der Text die Wahrheit und die am Rand stehenden Glossen die wechselnden Erklärungen und Ansichten der Rechtsgelehrten enthalten. Aber dafür hat der Müller kein Verständnis und, während sein Sohn beim Vetter, dem Pfarrer, speist, haut er genau nach der Rötelschnur die Glossen rings vom Text mit dem Zimmerbeil ab. Als sie der Sohn dann in der Mühle zerstreut wiederfindet, erschrickt er und bricht in die Worte aus:

O Vater mein,
Ach weh, weh, was soll nur das sein?
Daß du mir, weil ich war zu Gast,
Mein bestes Buch verderbet hast?

Dagegen meint der Müller, daß er die Lüge und die Opinion abgehauen habe, und nun die Wahrheit allein übrigbleibe. Der Student hinwieder entgegnet, daß die Nahrung, welche die Wahrheit gewähre, schmal und klein sei, es gehörten vielmehr List und Ränke, Einreden und Verzug dazu, um eine schlechte Sache zu schmücken und die Gegenpartei zu überwinden;

Vatter, schau, das ist die best Kunst,
Die ins Haus trägt Brod, Geld und Gunst,
Das lang nicht die schlecht Wahrheit thät.

Über solch frivole Rechtsanschauung aber gerät der einfache Müller in hellen Zorn:

Solch Kunst achten wir Dorfleut nicht,
Besitzen doch unser Gericht,

Unter dem Himmel, bei der Linden
Oft kurzer Zeit ein Urteil finden
Nach der wahren Gerechtigkeit,
Darmit ihr umgeht lange Zeit,
Sucht darin euern Gwinn und Nutz,
Halt der Grechtigkeit wenig Schutz,
So seid wahrhaftig ihr Juristen
In Stätten nicht fast gute Christen.
Will kein Pfennig mehr auf dich wenden,
Mein Sohn, nähr dich mit deinen Händen
Und arbeit, wie ich thät vor Jahrn,
Und laß dein Juristerei fahrn,
Daß dir nicht endlich daraus wachs
Deiner Seel Schad, so spricht Hans Sachs.

Auch das wüste Treiben der „Finanzer", Wucherer und Aufkäufer deckt der Dichter ebenso unbarmherzig auf in Prosa wie in Reimen, wie die Habsucht der schlechten Juristen und gierigen Advokaten.

Hab nie kein von sein Gütern drungen,
Hab auch trieben kein Finanz
Und weiß nichts von keim Alefanz,[1])
So hab ich auch nie Wucher trieben,
Noch vom Hundert genommen sieben,
Hab nie fürkauft Wein, Treid und Korn,
Bin sonst auch kein Fürkäufer worn.

schreit der über die bösen Menschen klagende Wolf zu Jupiters Thron. Der Eigennutz in dieser Gestalt ist ein Krokodilenschlund.

Mit Fürkauf, Wucher und Finanzen,
Mit Popitzen[2]) und Alifanzen
Leihen auf Wiesen, Äcker, Scheuern,
Wein, Koren und Häuser verteuren,
Mit Münz er auch viel Wechsel treibt,
Verstandne Pfand ihm alles bleibt,
Mit Griffen gschwind manchen verkürzt,
Bis er von Haus und Hof ihn stürzt,
Des sammlet eigner Nutz groß Geld,
Des ist beschwert die ganze Welt.

---

[1]) Alefanz, all.'avanzo, = Übervorteilung.

[2]) Popitzen = bueb—itzen, ein liederliches Leben führen, übermäßigen Aufwand treiben, verschwenden.

So klopft denn der Dichter bei allen Ständen der Reihe nach an die Thür und schaut nach, ob ihr Wesen und Haushalt in Ordnung. Auch beim geistlichen Stand hält er Umschau, und es ist in der That nicht alles golden, was er da wahrnimmt. Der terminierende Bettelmönch wie der Dorfpfarrer, der Abt wie die Äbtissin mit ihrem Konvent, dann der reiche Dompropst, alle sehen sie den Zweck des Daseins im zeitlichen Gewinn und irdischen Genuß, in einem üppigen Wohlleben und einem Wandel, der mit den kirchlichen Vorschriften oft in bedenklichem Widerspruche steht.

Auch in das Haus und das Familienleben tritt er ein, schildert den schlechten und nachlässigen Mann, der sich nichts schert um Haus und Hof, alles verschlemmt und verspielt und schon „30 Paar Narrenschuh zerrissen", der, faul, eifersüchtig, untreu und geizig, die Frau vernachlässigt, ja übel behandelt; die böse Frau, die faul und schmutzig, dem Trunk ergeben, dann wieder zank- und klatschsüchtig und dem Manne abspänstig das Hauswesen verkommen läßt, Kleider und Bettzeug auf den Säumarkt trägt, hinter ihres Mannes Rücken die Ausstände einzieht und Schulden macht. Arglistig und verlogen, betrügt das böse Weib den Mann, hängt alles an ihren Leib und versetzt es dann wieder auf dem Tandelmarkt. Stolz und widerspänstig, schlägt sie alles in den Wind. Schänden und Ehrabschneiden, Zank, Hader und böse Tücke bringen sie oft vor den Richter, der sie zu Wandel und Buße verurteilt. Aufsässig und hämisch, muckt sie gegen den Mann auf mit Wort und That, trotzt tagelang, weint vor Bosheit, saust durch das Haus die Treppen auf und nieder und wirft die Thüren. Niemand im Haus hat Ruh, Gesinde und Gesellen vertreibt sie, die Kinder zerrt sie in die Ecken und schreckt sie. Dann muß die Hausmagd Haare lassen. Zwölf Mägde braucht sie im Jahre. Ist ihr Mann gütig, so treibt sie's nur um so schlimmer und wütiger. Fängt er an zu hadern, so weckt er erst recht den Hund in ihr auf und kann sich ihrer nicht mehr erwehren. Sie bringt ihn zum Haus hinaus mit Brummen und Beißen. Untreu ist sie endlich. Und trotzdem verklagt sie ihn beim Richter und bekommt mit Klagen, Weinen und Leugnen doch noch Recht. So ist sie ein wahrer Teufel, ja schlimmer als der Teufel selbst, der den Tücken und Listen des bösen Weibes nicht gewachsen ist. Als er einmal, um

auch die Freuden des Ehestandes zu verkosten, ein Weib auf Erden nahm, macht ihm dieses die Hölle so heiß, daß er Reißaus nimmt und sich mit einem wandernden Arzte verbindet. Vertragsgemäß fährt nun der Teufel in die Menschen und läßt sich dann von dem Arzte austreiben. Den Arztlohn wollen sie gleichmäßig unter sich teilen. Aber der Arzt hintergeht den Teufel, und dieser, darüber erbost, will, als er in einen reichen Domherrn gefahren, der Beschwörung nicht weichen, verlangt vielmehr zunächst die fünf Thaler, um die er betrogen ist. Jetzt greift der Arzt zur List, indem er dem Teufel vorspiegelt, unten im Hof warte sein Weib, die einen Brief vom Chorgericht vorweise, sie spreche ihn um die Ehe an, und er dürfe nicht säumen, sich vor dem Chorgerichte zu verantworten.

Der Teufel guezt[1]) herfür und spricht,
Wie? ist denn mein alter Höllriegel
Kummen und hat pracht Prief und Siegel,
Daß ich zu ihr soll wiederümb?
Mir nit! Zu ihr ich nit mehr kümb,
Ich will eh hinab fahrn gen Hell,
Allda hab ich, mein lieber Gsell,
Mehr Ruh, denn in der Alten Haus.
Damit fuhr er zum Sirst hinaus
Und ließ hinter ihm ein Gestank . . .

Ja, in der Schlechtigkeit übertrumpft das böse Weib noch den Teufel! Wie er einmal durch eines solchen Weibes Ränke ein langjähriges, friedliches Eheleben zerstört und den Ehemann zum Gatten- und Selbstmord getrieben, da graust es ihm, wie sie ihn dann in einen Kreis bannt und den ausbedungenen Lohn — ein Paar Schuhe — fordert.

Es ist nicht möglich, hier auf alle Schwänke näher einzugehen, in denen der Dichter das Lied vom bösen Weibe singt. Wohl zu beachten ist aber, daß es Schwänke sind, die wir vor uns haben. Hier malt er grau in grau, um abschreckende Exempel aufzustellen, übertreibt in humoristischer Weise, um eine desto tiefere Wirkung hervorzubringen. Er weiß andererseits — und das darf nicht verschwiegen werden — die hohen und herrlichen Eigenschaften des guten Weibes zu schätzen und zu rühmen. „Das bittersüß ehlich Leben“, in

[1]) guckt.

dem Freud und Leid, Glück und Not oft dicht nebeneinander liegen, schildert er einem jungen Gesellen, der Eile hat, noch am späten Abend sich für das Leben zu binden. In diesem Gedicht gibt er zugleich ein mit Liebe und Sorgfalt entworfenes Bild seines eigenen Weibes und eigenen Ehestandes, in dem Licht wie Schatten gleichmäßig verteilt erscheinen.

Das bittersüß ehlich Leben.



. . . Hör traut Geselle mein,
Gott sei gelobet und geehrt,
Der mir ein frumb Weib hat beschert,
Mit der ich zwei und zweinzig Jahr
Gehaust hab, Gott geb länger zwar,
Wiewohl sich in meim ehling Leben
Hat Süß und Saures oft begeben,
Täglich gemischt von Freud und Leid,
Jetzt auf, dann ab ohn Underscheid,

Sie hat mir nit stets kochet Feigen,
Will schwanksweis dir ein Teil anzeigen.
Mein Frau ist mein Paradeis teuer,
Darbei mein tägliches Fegfeuer,
Sie ist ein Himmel meiner Seel,
Sie ist auch oft mein Pein und Hell,
Sie ist mein Engel auserkoren
Und ist oft mein Fegteufel woren,
Sie ist mein Wünschelrut und Segen,
Ist oft mein Schauer und Platzregen,
Sie ist mein Mai und Rosenhag,
Ist oft mein Blitz und Donnerschlag,
Mein Frau ist oft mein Schimpf[1]) und Scherz,
Ist oft mein Jammer, Angst und Schmerz,
Sie ist mein Wunn und Augenweid,
Ist oft mein Traurn und Herzenleid,
Mein Frau ist mein Freiheit und Wahl,
Ist oft mein Gefengnus und Notstall,
Sie ist mein Hoffnung und mein Trost,
Ist oft mein Zweifel, Hitz und Frost,
Mein Frau ist meine Zier und Lust,
Ist oft mein Graun und Suppenwust,
Sie ist oft mein könglicher Sal,
Ist oft mein Krankheit und Spital,
Mein Frau, die hilft mir treulich nähren,
Thut mir auch oft das Mein verzehren,
Mein Frau, die ist mein Schild und Schutz,
Ist oft mein Frevel, Poch[2]) und Trutz.
Sie ist mein Fried und Einigkeit
Und mein täglicher Hebenstreit,[3])
Sie ist mein Fürsprech und Erlediger,
Ist oft mein Ankläger und Prediger,
Mein Frau ist mein getreuer Freund,
Auch oft worden mein größter Feind,
Mein Frau ist oft mietsam[4]) und gütig.
Sie ist auch oft zornig und wütig,
Sie ist mein Tugend und mein Laster,
Sie ist mein Wund und auch mein Pflaster,

---

[1]) Spaß, Scherz. [2]) mein Stolz. [3]) Streitanheber. [4]) mild, sanft.

Sie ist meins Herzen Aufenthalt,
Und machet mich doch grau und alt.
Also in Summa Summarum,
Mein Weib ist ehrbar, treu und frum,
Doch nit eins Sinnes alle Stund . . .

Auch in diesem Gedicht hat Hans Sachs, was wohl zu berücksichtigen ist, in der gegensätzlichen Darstellung der Licht- und Schattenseiten der Frau in der Weise des Schwankes gedichtet, wie er das selbst ja ausdrücklich hervorhebt. Seine innersten Gedanken, seine Herzensmeinung aber über den Wert des trefflichen Weibes hat er uns in dem Gedicht „Art und Lob einer tugendhaften, ehrbaren, frommen Frauen" enthüllt. Dem Dichter zur Rechtfertigung und den Frauen zu Ehren möge dieses ebenso wahre wie liebliche Gedicht ohne alle Kürzung hier eine Stelle finden.

Dargegen Salomo beschreib
Selig ein tugendhaftig Weib,
Spricht, sie sei köstlicher allein
Denn Perlein und Edelgestein,
Ihrs Manns Herz darf sich allermaßen
Auf sie gänzlich und gar verlassen.
Dies Weib erfreut ihrs Mannes Herz,
Tröst't ihn in Unmut, Leid und Schmerz,
Thut Liebs und kein Leids ihrem Mann,
Ist ihm ghorsam und unterthan,
Ist fürsichtig, sein Haus versorgt,
Zeucht ihre Kind auf Gottes Sorcht.
Wer ein solch tugendsam Weib hab,
Das ist ein hohe Gottesgab,
Ihm zerrinnt nicht mehr Ehr noch Gut,
Sie wohnet bei ihm in Sanftmut,
Still, züchtig, schamhaftig und sittsam,
Demütig, fromm, duldig und mitsam,
Ganz freundlich und holdselig wandelt,
Wahrhaft und treu überall handelt.
Ein solch Weibsbild, die ist löbleich,
Sie sei gleich arm oder reich,
Wann[1]) solch ihr Schmuck, der bleibt bestendig,
Denn ihren Schatz trägt sie inwendig,

[1]) Denn.

In allem Unfall und Unglück
Bleiben solch tugendsame Stück,
Daß Armut, Krankheit, Schad, Unfall
Ihr nichts dran schadet überall.
Schau, ein solch tugendsames Weib,
Die ihr beide an Seel und Leib
Durch solch löblich Tugend und Sitten
Ein solch Ehrenkleid hat angschnitten,
Das ziert sie baß vor aller Gmein
Denn Perlein und Edelgestein,
Seidenwat,[1]) Silber oder Gold,
Gott und die Menschen habens hold,
Und bleibt auch hochwürdig und wert,
Daß auch nach ihrem Tod auf Erd
Ihr wird in allen Ehrn gedacht
Ihr Tugend halben hie verbracht.
Daß solch ehrlich Lob grün und wachs
Bei allen Frauen, wünscht Hans Sachs.

Wie der Mann und die Frau, so gibt dem Dichter auch das Gesinde in seinem Verhältnis zur Herrschaft und in seinem sonstigen Leben wiederholt Gelegenheit, sich dichterisch auszusprechen.

In seinen Schwänken tritt er endlich auch noch jenen verborgenen Einflüssen und geheimen Kräften näher, die unabhängig von der Selbstbestimmung und dem Machtbereich des Menschen dessen Leben zu beherrschen scheinen. Was von jeher den bösen Leidenschaften entspringt, möchte der Abergläubische nur zu gern dämonischen Einflüssen zuschieben, die unabhängig vom Menschen wirken sollen, mit einem Worte: der Hölle und dem Teufel.

Der Teufel spielt von jeher in der Sage und älteren Dichtung eine hervorragende Rolle. Auch Hans Sachs ist er in seinen Schwänken und Fastnachtspielen ein willkommener Geselle, aber bei ihm erscheint er häufig nur als der dumme, der einfältige Teufel, der dem Menschen nichts anhaben kann und oft nach vollbrachter Arbeit um Lohn und Beute betrogen wird. Ein Kaufmann, dem alle seine Unternehmungen fehlschlagen und der seinen sicheren Untergang vor Augen sieht, verschreibt sich dem Teufel mit seinem Blut, wenn er ihn an jeder Ware gewinnen lassen wird. Nach zehn Jahren, als

[1]) Seidengewand.

der Vertrag abgelaufen, stellt sich der Teufel wieder ein, um seinen Lohn in Empfang zu nehmen. Aber Amice, der Freund unseres Kaufmanns, hat eine List ersonnen, um dem Bösen sein Opfer zu entwinden. Er weiß eine Ware, an der nichts zu verdienen ist, zwei alte, böse Weiber. Die will allerdings niemand, den Teufel selbst faßt ein Grauen, er verzichtet auf die verlegene Ware und entbindet den Kaufmann des Vertrags. Als er dann aber seinem Unmut in Schimpfreden über die alten Weiber Luft macht, da dringen diese auf ihn ein und schlagen ihn hinaus mit den Worten:

So wehr dich unser, du loser Teufel!

und die Alte schreit noch:

Schlag zu, pehr zu[1]) und bläu ihm auch
Sein Rücken so weich als den Bauch!

Das der Inhalt eines Fastnachtsspiels. In einem Schwanke stellt der Dichter dar, wie sich Papst Silvester II., der sich gleichfalls dem Teufel, dem er die Tiara verdankte, übergeben hatte, durch reumütiges Bekenntnis vor allem Volke und aufrichtige Buße vor der Hölle rettet.

Aber der Teufel waltet auch seines höllischen Amtes. Einstmals erscheint er dem Dichter an einer Wegscheide als ein langer, rabenschwarzer Mann, der sich nach den besten Werkleuten erkundigt, da er seine Hölle, die ihm zu enge werden will, erweitern muß. Der Dichter sucht ihm den Plan auszureden: in heidnischer Zeit habe sie ja nur wenig Seelen geborgen, wie sollte sie denn jetzt nicht Raum genug haben, da alles christlich lebe, bösem Wandel abgeneigt sei, da Zucht und Frömmigkeit herrsche, kurz ein wahrer Himmel auf Erden sich aufgethan habe. Daher solle er seine Hölle für Türken und Heiden aufheben, für die sie noch geräumig genug sei. Ergrimmt schilt der Teufel den Dichter einen verlogenen Mann und will nach ihm greifen, läßt ihn aber ziehen, als dieser gelobt, bis nächsten Donnerstag zur Nacht zehn fromme Männer auf die Wegscheide zu stellen, die seine Aussagen bekräftigen sollen. Bezeugen sie dieselben mit ihrem Eid, so will der Teufel ihn freigeben und auch vom Bau abstehen, wo nicht, mit ihm zur Hölle fahren. Aber der Dichter kann die Zeugen nicht aufbringen, alle sagen sie, er habe nicht wahr geredet. Zehn Jahre ist

[1]) hau zu!

er damit umgegangen und hat keinen Zeugen hergebracht, hofft aber, am jüngsten Tage werden alle Christen von jedweder Sünde rein sich darstellen.

Da erscheint ihm wieder derselbe lange, rabenschwarze Mann im Traume und entführt ihn, wie er sich auch duckt, mit Gewalt, um ihn endlich zu überzeugen, wie überall die Hölle übervölkert sei. Bei dieser Gelegenheit gibt der Dichter eine eingehende Schilderung der vielen Räume und Abteilungen des Höllenhauses und seiner verschiedengearteten Insassen, auf die wir hier nicht näher eingehen können.

Ruhelos streift der Teufel umher auf Erden, nirgends findet er Ruhe und Behagen, weil er neben dem Schlechten doch auch das Gute gewahren muß. So kommt er an eines Fürsten Hof, wo sich Üppigkeit und Pracht, Tyrannei und Bedrückung der Armen, Unrecht und Heuchelei breit machen. Aber andererseits gibt es dort auch wieder solche Hofräte, welche an diesem Wesen Mißfallen finden, und den Fürsten früh und spät ermahnen, es abzustellen. Das verdrießt den Teufel, er stiehlt sich fort und wendet sich zu einer bischöflichen Hofhaltung. Da geht es um nichts besser zu: Simonie, Gleisnerei und Aberglaube, Ungerechtigkeit, Schwelgerei und weltlicher Sinn sind hier im Schwange, aber es fehlt auch nicht an frommen Männern, die auf Reform des Hofes nach dem Wort Gottes und auf einen christlichen Wandel dringen. Nun geht der Teufel, dem diese Bestrebungen mißfallen, weiter, um in der Stadt sein Glück zu versuchen. Wucherei und Schinderei, Übervorteilen und Betrügen, Pfuscherei der Handwerksleute und Verhetzung stehen hier in üppiger Blüte, doch ist des Teufels Freude von nur kurzer Dauer, er muß auch solche Bürger sehen, die ein ehrliches Geschäft treiben zu Hülf' und Schutz dem Vaterland. Beim Gericht, das er jetzt aufsucht, gewahrt er Meineid und Arglist, Lug und Trug der Juristen, die mit unzähligen Listen und Ränken das Recht verziehen und verdrehen, so daß Witwen und Waisen oft mit Unrecht unterdrückt werden, während die Reichen obsiegen. Das alles würde dem Teufel wohl behagen, wenn er nur nicht auch Richter angetroffen hätte, die der Gerechtigkeit anhangen und der Arglist mit der Wahrheit begegnen. So sucht er alle Stände ab, aber überall findet er Böse und Gute gemischt, wenn auch die Bösen in der Überzahl. In seinem

Verdruß darüber, daß er keinen Platz findet, der ganz seinem Wesen entspricht, hat er sich schon wieder auf den Weg zur Hölle gemacht. Da kommt er zu guter Letzt noch an einem Tanzplatz vorbei. Da sieht er nichts Gutes, aber Schlechtes überall bei den Tanzenden wie bei den Gaffern.

In Summa, er sah kein Person,
Die ein gueten Gedanken hätt'.
Der Deufel dacht an dieser Stätt,
Da will wahrhaftig pleiben ich,
Dieweil kein Mensch da irret mich,
Der doch frümb und gottfürchtig wär.
Und nachdem trat mit Freuden er
Und setzt sich mitten an den Danz,
Als an ein Ort, davon er ganz
Kein Gutes horet oder sach . . . .
Also sicht er noch immer zu
Dem Danz und umb sich danzen lat
Als an seiner gwissen Ruhstatt . . .

Aber mit all seinen Künsten und Schlichen kann der Teufel die Welt doch nicht verderben. Denn über ihr und dem unruhigen Menschengewimmel thronend und dem Teufel und seinen Listen gebietend wacht in mildem Erbarmen und in gnädiger Fürsicht der Schöpfer und der Erhalter der Welt, der in seiner allmächtigen Hand all die Fäden zusammenfaßt, an denen er die Geschicke der Menschen lenkt. Was er anordnet, dient zum Besten, wenn es sich auch der irdischen Erkenntnis entzieht, und menschlicher Unverstand auch unbedacht und freventlich über Gottes Anordnungen den Stab bricht: das führt der Dichter in dem Schwank: „St. Peter mit der Geiß" des näheren aus. Petrus ist mit Gottes Weltregierung höchlich unzufrieden, er wirft ihm vor, daß überall das Böse auf Erden die Oberhand habe und das Gute unterliege. Dem sehe Gott schweigend zu, als kümmere ihn das alles nicht. Könnte er, Petrus, nur einmal ein Jahr Herrgott sein, so wollt' er anders zu den Sachen sehen und ein besseres Regiment auf Erden in allen Ständen einführen. Wucher, Betrug, Krieg, Raub und Brand würde er steuern und überall Ruhe und Frieden gebieten. Da übergibt ihm Gott die Weltherrschaft auf einen Tag.

„Heut den Tag soltu Herrgott sein!
Schaff und gebeut alls, was du wilt,
Sei hart, streng, gütig oder mild;
Gib auf Erd Fluch oder den Segen,
Gib schon Wetter, Wind oder Regen,
Du magst strafen oder belohnen,
Plagen, schützen oder verschonen —
In Summa, mein ganz Regiment
Sei heut den Tag in deiner Händ!"

Wie sich nun Petrus in seiner Herrlichkeit fühlt, kommt ein armes Weib daher, bleich, barfuß, in zerrissenen Kleidern, die ihre Geiß auf die Weide treibt. An der Wegscheide angekommen, spricht sie zur Ziege: „Geh hin in Gottes Namen, Gott behüt' und beschütz' dich, daß dir kein Übel widerfahre von Wölfen oder Ungewitter, denn ich selbst kann nicht mit dir gehn, sondern muß auf Taglohn arbeiten, weil ich sonst mit meinen kleinen Kindern nichts zu essen hab'." Die Frau geht fort, die Ziege springt ihren Weg, der Herrgott aber spricht zu Petrus: „Hast du das Gebet der Armen gehört? Weil du den Tag die Welt regierst, so ist es deine Pflicht, daß du die Geiß in deine Hut nimmst, wie die Frau von Herzen gefleht hat". So beginnt nun Petrus sein Regiment. Aber die junge, ausgelassene Ziege springt hin und wieder, Berg auf, Berg ab, durch Stock und Stauden, Petrus ihr nach mit Ächzen und Schnaufen, in Angst und Schweiß bis zum späten Abend. Kraftlos und ganz ermattet, bringt er endlich die Geiß wieder an ihren Ort. Der Herr aber sieht Petrus lächelnd an und fragt, ob er das Regiment noch länger zu behalten begehre, worauf dieser bescheiden erwidert:

lieber Herre mein,
Nimm wieder hin den Stabe dein
Und dein Gwalt, ich begehr mit nichten
Forthin dein Amt mehr auszurichten;
Ich merk, daß mein Weisheit kaum döcht,[1])
Daß ich ein Geiß regieren möcht
Mit großer Angst, Müh und Arbeit;
O, Herr, vergib mir mein Torheit,
Ich will fort der Regierung dein,
Weil[2]) ich leb, nit mehr reden ein.

[1]) taugen würde. [2]) Solang.

Der Herr sprach: Petre, dasselb thu,
So lebst du fort mit stiller Ruh,
Und vertrau mir in meine Händ
Das allmächtige Regiment."

Ein Gespräch zwischen Sanct Peter und dem Herren



von der jetzigen Welt Lauf.

In dem Gespräch zwischen St. Peter und dem Herrn von der jetzigen Welt Lauf überzeugt Gott den Himmelspförtner, den er auf die Erde hinabläßt zu seinen Freunden, wo er, des Himmels vergessend, sogar seinen Urlaub nicht einhält, daß die Menschen in Wohlleben und in Üppigkeit Gottes vergessen und in Lust und Sünde verkommen. Deshalb schickt

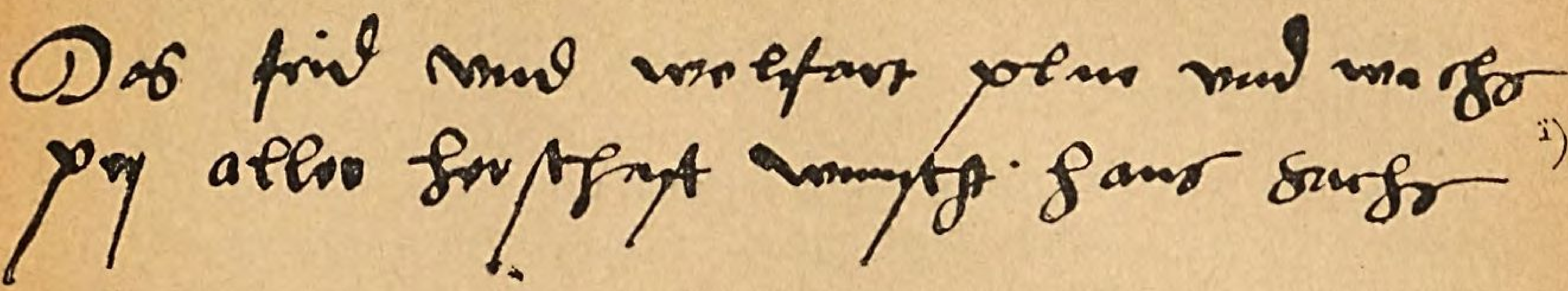
er auch Krieg, Hungersnot, Pest und andere Plagen auf die Welt, damit die Menschen an Gott gemahnt werden und sich bekehren.

Den faulen und widerwilligen Knecht verheiratet er mit der fleißigen und wackeren Magd. Und als Petrus, über ein solches Mißverhältnis staunend, für das den Kürzeren ziehende Mädchen eintreten will, da antwortet ihm der Herr:

„O Petre, du verstehst sein nicht,
Warümb solche Heirat geschicht.
Die Maid den Schlüffel muß ernähr'n,
Auf das er auch hinkümb mit Ehrn;
Sünst würd er dem Galgen zu Deil,
Auch so würd sunst zu stolz und geil
Die Maid bei eim redlichen Mon,
Drümb henk ich ihr den Schlüffel on,
Daß sie hat zu schwimmen und waten,
So thuets in paidn zu guet geraten."

So ist denn alles auf Erden wohl geordnet und eingerichtet, wenn auch der Schein dagegen spricht. Der Mensch aber soll mit Gottes Schickungen sich zufrieden geben, das ist das Evangelium unseres Handwerksphilosophen und Dichters. Er verkündigt es in ernster Überzeugung, aber auch mit freundlich lächelndem Gesicht. Und so ist überhaupt sein wahrer Charakter, der sich gerade auf dem Gebiete des Schwankes am klarsten und schönsten darstellt: Ernst und Humor, Wahrheit und schalkhafte Fröhlichkeit in herzerfreuender Mischung.



 [1]

4. Vaterstadt, Vaterland, Religion.

Selten hat Hans Sachs nach der Zeit seiner Wanderschaft Nürnberg verlassen, die wenigen Male, als er die Frankfurter Messe bezog und seine Landshuter Reise unternahm. Er war Nürnberger durch und durch, der zu Hause sein Genügen fand und mit allen Fasern seines Wesens an der teuren Vaterstadt hing, deren Macht und Ruhm durch ganz Deutschland und darüber hinaus erglänzte. Seiner innigen Liebe und Verehrung für das blühende und mächtige Gemeinwesen hat er in dem Lobspruch der Stadt Nürnberg unvergänglichen Ausdruck gegeben.

Wie so oft bedient er sich auch hier des Traumes als Einkleidung. Im wonnigen Mai im grünen Wald lustwandelnd, kommt er auf einen blumenreichen Anger, wo ein Brünnlein aus dem Fels wirbelnd sich in einen marmornen Stein ergießt. Da legt er sich zur Ruhe nieder und unter der Vöglein Gezwitscher und dem Hauch der kühlen Lüfte sinkt er in sanften Schlummer, der ihm einen übersüßen Traum beschert. Er sieht sich auf einem Plan, vor dem ein Rosengarten sich ausbreitet, der mit einer Hecke wohl umfriedet ist. Mitten durch den Garten fließt ein Brünnlein, ringsum aber dehnt sich weiter Wald. Der Garten trägt, was Menschenhand an edlen Früchten nur ziehen mag, Granaten, Muskat und Pomeranzen, und an den Seiten ringsum Zuckerrohr und Cypernwein. Aus goldenen Röhren quellen klare Brünnlein. Der Dichter wähnt sich im Paradies. Und wie er eifriger um sich

[1] Daß Fried und Wohlfahrt blüh' und wachs Bei aller Herrschaft wünscht Hans Sachs. Aus der Hans Sachs-Handschrift Amb. 762, 2° in der Stadtbibliothek.

blickt, gewahrt er in einem dichten Rosenbusch einen wunderschönen Vogel, einen kohlschwarzen Adler, der da gehecket hat, seine linke Seite bedeckt

Mit lichten Rosen rot und weiß,
Sein dividiert mit allem Fleiß.

Seine Stimme ist süß wie die eines Engels. Um die Jungen schlägt er schützend die Flügel, ätzt sie und hält sie in treuer Hut, er selbst aber findet wenig Ruhe. Denn Haß und Neid verfolgen ihn, Sperber, Habichte, Falken, Eulen und andere Vögel stellen ihm nach, Löwe und Luchs, Schwein und Bär, Greif, Wolf und Fuchs möchten ihn hämisch zausen und ihm die Schwungfedern ausrupfen, aber er stellt sich mannhaft zur Wehr und bringt ihnen mit seinen scharfen Klauen tötliche Wunden bei. Den Adler umstehen vier edle Fräulein, das erste in weißem Gewande und in der Hand eine Urkunde von klarem Golde, das zweite, in Grün gekleidet, trägt eine Wage und ein bloßes Schwert, das dritte in Blau hält eine Sonne, vor der Vögel und Getier zurückschrecken, das vierte Fräulein endlich ist mit einem Harnisch angethan und führt einen stählernen Hammer, womit es das Ungeziefer verscheucht. Von einem des Weges kommenden Herold aufgeweckt, erzählt er seinen Traum. Der Herold führt ihn zu einer Stadt, die, auf einem Plan von gelbem Sand gelegen, rings vom Walde umgeben ist; zu einer königlichen Veste, die, auf einem Felsvorsprung sich erhebend, mit starken Türmen bewehrt und durch einen in den harten Fels gehauenen Graben geschützt wird.

Da sah ich abwärts auf ein Platz,
Darauf da lag der edel Schatz
In einer Ringmauern im Thal,
Da sah ich ein unzählich Zahl
Häuser gebauen hoch und nieder
In dieser Stat hin unde wieder,
Mit Giebelmauern unterschieden,
Vor Feuer gwaltig zu befrieden,
Köstlich Dachwerk mit Knöpfen, Zinnen.
Der Persifant[1]) sprach: „Siehst du innen

[1]) aus poursuivant = Unterherold, Herold.

Ihr überköstlich Gbäu und Zier,
Geschmücket auf wällisch Manier,
Geleich als eines Fürsten Sal?
Schau durch die Gassen überall,
Wie ordentlich sie sein gefundert.

Und nun beginnt eine mit liebevoller Sorgfalt durchgeführte Schilderung all der vielen Vorzüge der Stadt mit Brunnen und Brücken, Thoren und Thürlein, Märkten und mit Kirchen geschmückten Plätzen, Bädern und Werkstätten. Der Fluß, der die Stadt durchrinnt, treibt 68 Mühlräder. Das ist Nürnberg mit seinen unzähligen Häusern und einem Volk „ohn Zahl und Summ", einem emsigen Volk, mächtig und reich, klug, geschickt und auf seinen Vorteil bedacht, mit einem Kaufmannsstand, der in alle Welt Handel treibt, voll von mancherlei Handwerken und Künsten, die nirgends ihres Gleichen finden. Das sind die edlen Früchte, die der Garten hervorbringt.

Und das ganze Gemeinwesen gedeiht unter vortrefflichen Gesetzen, gerechten Gerichten und guter Polizei. Gütig, ohne alle Tyrannei regiert der Rat.

Das ist der edel Vogel zart,
Den du sahst in dem Rosengart
Hüten der edlen Jungen sein,
Die bedeuten die ganz Gemein.

Diese aber zeigt sich hinwiederum willig und gehorsam. So sind Rat und Gemeinde einmütig, sie stützen einander, es wächst die gemeine Wohlfahrt, und die Stadt hat Bestand.

Die Stadt ist weit berühmt,
Mit Lob erhöhet und geblümt.
Bedeut des Vogels süßen Hall,
Den du hörst klingen Berg und Thal.

Daher aber die vielen Neider, gegen die sie geschützt wird durch die Tugenden der Weisheit, Gerechtigkeit, Wahrheit und Stärke. Wie sie diese Tugenden stets geübt, führt der Herold des näheren aus und rät dem Dichter, er solle, da er noch jung sei, seine Tage hier zubringen, dann würde er wohl als wahr erkennen, was er ihm gesagt habe. Und als dieser dann die Stadt mit ihrem Schmuck und ihrer Zier, mit ihren Gesetzen und Ordnungen betrachtet und durchforscht hat,

da sieht er alles noch vielfach besser, als es der Herold geschildert. Mit warmen Versen, wie sie nur die Liebe zur Vaterstadt und zu ihren erprobten Einrichtungen eingeben kann, schließt er sein Lied:

Aus hoher Gunst ich mich verpflicht,
Zu vollenden dies Lobgedicht
Zu Ehren meinem Vaterland,
Das ich so hoch lobwirdig fand
Als ein blühender Rosengart,
Den Gott ihm selber hat bewahrt
Durch sein Genad bis auf die Zeit,
Gott geb noch lang, mit Einigkeit,
Auf daß sein Lob grün, blüh und wachs,
Das wünschet von Nürnberg Hans Sachs.

Bemerkenswerte Ereignisse, die den Ruhm der Vaterstadt verkünden, hält er in seinen Reimen fest. Der Einritt und Aufenthalt des römischen Königs Ferdinand im Jahre 1540 und Kaiser Karls V. im folgenden Jahre bieten ihm willkommenen Anlaß zu eingehenden, lebendigen und kulturgeschichtlich anziehenden Schilderungen. Dem berühmten Schembartlauf und seinem Ursprung, sowie dem ritterlichen Gesellenstechen widmet er längere Gedichte.

Als ein zornerfüllter Patriot aber erhebt er seine Stimme gegen den schlimmsten Feind der Stadt, den Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach Albrecht Alcibiades. Markgraf Albrecht hatte dem gegen die unberechtigten Machtansprüche und die Bedrängung der evangelischen Stände durch Kaiser Karl V. 1550 gegründeten Fürstenbunde, an dessen Spitze 1551 der vom Kaiser abgefallene Kurfürst Moritz von Sachsen getreten war, seinen Beistand geliehen, ohne allerdings dem Bunde beizutreten. Obschon Nürnberg durch eine Steuer von 100000 Gulden der Sache des Bundes sich günstig gezeigt, wenn es auch eine Anschließung an diesen als unvereinbar mit seinen Pflichten gegen Kaiser und Reich abgelehnt hatte, und obschon ihm noch im April von den Fürsten die bündige Versicherung geworden war, daß Stadt und Gebiet in keiner Weise heimgesucht, die Handelsstraßen frei und offen gehalten und, falls das Gebiet berührt werden müßte, mit der größten Schonung verfahren werden sollte: so fiel doch der Markgraf auf seinem durch Mord und Brand bezeichneten Raubzuge

durch Franken anfangs Mai 1552 in das reichsstädtische Gebiet ein, sich auf die Bundesartikel berufend, wonach man sich der Nachbarn, wenn Güte fruchtlos, durch Gewalt versichern und jene Stände, welche sich nicht anschließen oder sich widersetzen würden, als Feinde betrachten sollte. Ein kläglicher Vorwand! Denn in Wirklichkeit trieb ihn nur der althergebrachte Haß gegen die blühende Reichsstadt, gegen das „trutzige Krämervolk“, die Gier nach Beute und Schatzung. Trotz der Aufforderungen der Bundeshäupter Kurfürst Moritz von Sachsen uud Landgraf Wilhelm von Hessen, Nürnberg unbehelligt zu lassen, schlug er am 10. Mai 1552 bei Stein an der Rednitz sein Lager auf, das er am 12. in die Gegend zwischen Fürth und Poppenreuth und am 17. Mai auf den Rechenberg und Umgegend, 1/4 Stunde nordöstlich vom Lauferthor, verlegte. Schlimmer als die Belagerung war die Verwüstung des Gebiets. Sie spottet jeglicher Schilderung und setzte alles in Schatten, was man bis dahin erlebt hatte. Die entmenschten Horden hausten erbarmungsloser als später die Völker des dreißigjährigen Kriegs mit Sengen und Brennen, Rauben und Morden, grauenerregenden Missethaten und Schamlosigkeiten. In weitem Umkreise der Stadt wurden sämtliche Schlösser und Klöster, die Dörfer mit ihren Kirchen, die Mühlen und sonstigen Gebäude niedergebrannt und verwüstet. In der Roheit und Bestialität ging der Markgraf mit bösem Beispiele voran, ein verworfener, gottverlassener Tyrann und Bösewicht, ein Charakter von Natur aus schwankend und haltlos, abenteuerlich und brutal, der sich dann in der Wirrsal, Unbeständigkeit und Ruchlosigkeit der Zeit zu jener Excentrizität entwickeln konnte. Kein Wunder, daß sich Hans Sachs gegen diesen schlimmen und grausamen Widersacher der Stadt in seinen Versen wendet. Der „Klagespruch der Stadt Nürnberg“, den er während der Belagerung dichtete, schlägt, indem er sich über die politische Lage und die schwere Bedrängnis verbreitet, mehr elegische Töne an. Dagegen atmet das „Gespräch von der Himmelfahrt Albrechts anno 1557“ den ganzen Zorn und Abscheu des Nürnberger Patrioten gegen den einstigen Vergewaltiger der Vaterstadt. So bedenklich erschien dem Nürnberger Rate dieses Gedicht, daß er es nach Sachsens Tode aus dem Spruchbuche, das es enthielt, entfernen ließ. Am 8. Januar 1557 war Markgraf Albrecht elend und geächtet in Pforzheim verschieden,

am 8. Februar dichtete Hans Sachs seine „Himmelfahrt" des Markgrafen. Fast fünf Jahre nach dessen Tode war der Zorn des Dichters über die entsetzliche Verwüstung des Stadtgebietes noch so lebendig und mächtig in ihm, daß er ihn ohne Erbarmen zu anderen Tyrannen in die Hölle fahren läßt. In der Todesnacht des Fürsten geleitet ihn der Genius in ein dunkeles Thal und zeigt ihm in der Ferne einen langen, in schwärzlichem Nebeldunst schreitenden Menschen, seufzend, klagend und wimmernd. Auf Erden läuten alle Glocken, doch ist es ein Freudengeläute, weil er von der Welt geschieden ist, Totengesang und Klage aber wird nur deshalb angestimmt, weil ihn der Tod nicht schon längst hinabgeführt hat. Selbst den Fürsten hat es zuletzt vor ihm und seinen Tücken gegraust. Er hätte sie, wie sich selbst und sein Land, zu Grunde gerichtet, meint der Genius dem Dichter gegenüber, der nur an das Entsetzen des Bauern und Bürger glaubte.

Wie sie ihm nun von Ferne nachfolgen, gewahren sie eine große Menge von Adligen, Reutern und Landsknechten, alle zum reisigen Zuge gerüstet, die ihn ungestüm um Geld anschreien. Es sind die Kriegsleute, die ihren rückständigen Sold heischen, die vom Adel, die ihm geliehen und mit ihm Dienst und Lehen verscherzt haben. Dann tritt ein nach Tausenden zählendes Volk von Weibern, Kindern, Bürgern und Bauern an ihn heran, ihn anklagend, daß er sie mit Rauben und Schatzen, mit Sengen und Hängen in Hunger und Tod getrieben. Seufzend und schweigend zieht der Geist seine Straße, und so gelangen sie zu Thal an das „Höllwasser Styx", wo ihn eine unzählige Menge erwartet, verwundet und zerhackt, blutig und bleich und aufgeregt. Mancher trägt noch einen Strick am Hals. So stehen sie da, wie man das wütende Heer malt. Der blutige Haufe ruft Wehe über ihn und sich. Es sind die Seelen derjenigen, die im Kriege würgend erwürgt und nun ewig verloren sind. All dieses Kriegsvolk jeden Standes, das plündernd und mordend erstochen und erschossen wurde, samt all denen, die er ohne Recht gehängt hat, haben nur auf des Kriegsfürsten Himmelfahrt gewartet, um sich ihm anzuschließen. Und jetzt fährt Charon heran, der höllische Schiffsmann, der die Seelen übersetzt zum Gericht. Aber bevor der Geist das Schiff besteigen kann, muß er auf Charons Geheiß alle Sünden und Laster abwerfen, die er von Jugend auf getrieben, denn das Schifflein würde sonst unter der Über-

last versinken. Trunkenheit, tyrannischer Trotz und Frevel, Gotteslästerung, Neid und Haß, Grimm und Zorn, Meineid, Schmeichelei und Tücke, Untreue und andere Laster wandern jetzt ins Feuer und erzeugen eine Brunst, daß die Funken bis an den Himmel aufstieben. Dann glaubt der Dichter noch wahrzunehmen, wie der Geist auch etliche Schmähbücher, voll von „unverschämbten, großen Lügen, die ein Blinder hätte greifen“ können, hineinwirft, davon er das Feuer „schmatzen“ und „sehr gräulich funken und aufpratzen“ hört. Wie zu all diesen Lastern noch Mord, Raub und Brand, Hochmut, Zauberei und Unglaube am Gestade verbrannt sind, da erst kann er in das Schiff treten. Vom anderen Ufer aber tönt ihm das Geschrei vieler großmächtiger Herren und Fürsten entgegen, die seine Ankunft sehnlich erwarten: „Komm her, du Landfriedbrecher, Tyrann und Ächter!“ Es sind die Tyrannen und grausamen Kaiser des Altertums, die alle Menschenblut vergossen haben und vor einigen hundert Jahren gleichfalls „gen Himmel“ gefahren sind. Dann fährt der Dichter in seiner einfachen, aber großen Weise fort:

Nachdem ersah ich das Höllhaus,
Groß, weit, erschröcklich überaus,
Welches hätt wohl tausend Pforten
Und Zugäng gar an allen Orten.
Nach dem sah ich das groß Hölltor
Offen, und hoch hangen darvor
Cerbrem, den großen Höllhund,
Mit seinem weit drifachen Schlund,
Der heulet, tobt und wüt fast,[1]
Freut sich des zukünftigen Gast
Und auch der ander Seelen Meng,
Die man führt über mit Gedräng.

Gern wäre der Dichter mitgefahren, um dem Gericht der Höllenrichter beizuwohnen, doch der Genius rät ihm ab:

. . . nicht
Wünsch dich zu dem blutigen Haufen!
Thu von der Höll aufs weitest laufen,
Daran ist weder Freud noch Wunn,
Sie sehen weder Mon noch Sunn,

[1] sehr.

Müssen ewig im Finstern sein
Ohn Erlösung in Qual und Pein.
Indem sah ich das höllisch Feur
Mit finsterm Rauch gar ungeheuer
In dem ganzen höllischen Haus
Oben zum Giebel schlagen aus,
Das laut praßlet, krolzt und kracht,
Darvon ich plötzlich auferwacht . . .

Des Vaterlandes Glück und Gedeihen liegt dem Dichter nicht minder am Herzen als das Wohl der Vaterstadt. Das unaufhaltsame Vordringen des Türken, die schwere Belagerung der Stadt Wien im Jahre 1529 und die entsetzlichen Grausamkeiten der zügellosen Horden hier und in Ungarn schildert er in mannigfachen Gedichten, bei den Erfolgen der deutschen Waffen jubelt sein Herz, wie es jammert bei ihrem Mißgeschick. In flehentlicher Klage schreit er auf zu dem Herrn der Heerscharen, daß er das römische Reich vor dem übermütigen und tyrannischen Erbfeind durch den christlichen Kaiser erretten möge, wie er ja auch im alten Bunde sein Volk Israel, wenn es sich zu ihm gewendet, durch kleine Gegenwehr unter auserwählten Helden aus aller Not gerettet habe. Wider den blutdürstigen Türken ruft er (1532) in einem ganz im Volkston gehaltenen Liede die deutsche Nation zum Kampfe auf. Der großmächtige Kaiser soll seine Macht an dem Türken beweisen, der teure Adler sein Gefieder erschwingen und das ganze Reich einig und unzerteilt zur Wehr greifen. Der schwäbische Bund, die Fürsten deutscher Nation und der Adel, die strenge Ritterschaft, die Bischöfe und Prälaten, alle Reichsstädte, die christlichen Regenten aller Königreiche — alle sollen sie mit ihrer Kriegsmacht ins Feld rücken. Die frischen Reitersknaben aber mögen ihre Rößlein traben lassen und mit der türkischen Rotte ihre Lanzen brechen, die Hauptleute Landsknechte annehmen und sie in freiem Mut der ungrischen Krone zuführen, die Büchsenmacher sich rüsten zu Sturm und Streit und ihre Stücke erdröhnen lassen durch Berg und tiefe Thal, die freien Büchsenschützen gegen das türkische Heer mit ihren Handbüchsen vorgehen, die frommen Landsknechte mit Spießen und Hellebarden anstürmen und die Bauern endlich überall die Heerwagen anspannen, um Proviant, Harnische, Wehr und Spieße mitzuführen und eine Wagenburg

zu errichten. Züchtiglich soll das Heer sich halten und dem Christenvolk zu Schutz Gott walten lassen, der das deutsche Vaterland in seiner Not vor des Türken Ansturm erretten wird.

Und wirst du also leben
In dem türkischen Krieg,
So wird Gott wahrlich geben
Dir väterlichen Sieg,
Für dich gewaltig streiten
In dieser großen Quäl[1]),
Als er oft thät vor Zeiten
Seinem Volk Israel . . .

Dann verherrlicht er wieder den Sieg Karls V. über den mächtigen Seeräuber Chaireddin Barbarossa i. J. 1535, der nach der Einnahme von Tunis das Mittelmeer und seine Küsten zum allgemeinen Schrecken beherrschte und schildert die deshalb zu Nürnberg abgehaltene allgemeine Volksfeier.

Auch gegen den Feind, der vom Westen her die Saat der Zwietracht unter die deutschen Fürsten säte, um dann in der Wirrsal ganze Teile vom Reiche abzureißen, ruft er zum Kampfe auf, allerdings nicht in jenem hellen und scharfen Tone wie gegen den Türken, dessen Gefahr drohender und offenkundiger erschien. Frisch und trutzig erklingt sein Lied, das des Kaisers Feldzug in Frankreich v. J. 1536 begleitet. Durch dieses Lied geht, wie einmal bemerkt worden, der Ton „unverkennbarer nationaler Erregung". Den Zug Karls V. in Frankreich v. J. 1544 schildert er mit einer Anteilnahme, als hätte er ihn mitgemacht, wie man es auch auf Grund dieses Gedichts, allerdings mit Unrecht, angenommen hat.

Gefährlicher für den Bestand des Reiches als diese äußeren Feinde waren jene im Innern, welche die äußeren ermunterten und ihre Macht stärkten. Zwiespalt und Zerrütung, Machtgelüste und Ländergier bei Kaiser, Fürsten und Adel, Unordnung und Gewaltthat allüberall! Trotz aller Reichstage will, wie der Dichter klagt, nichts von statten gehen, den Zwiespalt zu überbrücken. Da erscheint ihm wieder einmal des Nachts im Traum der Genius und führt ihn beim hellen Scheine des Mondes und dem Geflimmer aller Gestirne zu

---

[1]) Qual.

den himmlischen Gefilden. An einem verborgenen Plätzchen vor ein Himmelsfenster gestellt, belauscht er eine Götterversammlung, die Jupiter, umgeben von seinen Göttern, abhält. Wenn Zwietracht und Widerstreit nicht gestillt werden, meint das Haupt der Götter, so muß das römische Reich zu Grunde gehen, denn es hat zwei mächtige Feinde. Um aber einem so großen Unfall auf Erden vorzubeugen, verlangt er ihren Rat, da es hohe Zeit sei. Aber nichts von allem, was die Götter raten, erscheint ihm zur Bewältigung des großen Übels geeignet. Endlich ruft er die Göttin der Weisheit Minerva auf. Die adlige Göttin weiß nur eine Person, die der deutschen Fürsten Zorn beruhigen könnte; wenn aber diese es nicht vermag, so ist alles verloren. Helfen kann allein „der gemeine Nutz", der das alte römische Reich aufrecht und groß erhalten hat. Als dann aber der Eigennutz an Stelle des gemeinen Nutzes zur Herrschaft gelangte, da entstanden Parteiungen, Bürgerkriege und blutige Tyrannei. Seitdem hat das Reich abgenommen so sehr, daß Empöruug und Auflösung droht. Wenn aber der ausgetriebene gemeine Nutz zurückgeführt werden könnte, so würde mit ihm Friede und Einigkeit wieder einziehen. Der Rat gefällt den Göttern bis auf Mars und Saturn, und Merkur wird beauftragt, den gemeinen Nutz herzubringen. Aber wo ihn finden? Merkur hat wohl viel von ihm sagen hören in Stadt und Land, aber ihn noch nie zu Gesicht bekommen, weiß auch nicht, wo er ihn suchen soll, worauf dann Jupiter erwidert:

Erst nimpt mich nimmer Wunder,
Daß es so ubel geht,
Im Reich zwieträchtig steht,
Weil der gemeine Nutz
Des römischen Reiches Schutz
Wohnt [1]) bei öbern noch untern,
Mich thut viel mehr verwundern,
Daß römisch Reich vor langen
Jahrn nicht zu Grund ist gangen.

Aber wo ist der gemeine Nutz geblieben? Luna, die klare Göttin der Nacht, hat ihn vor alten Jahren aus Europa

[1]) „weder" zu ergänzen.

Ein ardlich gſprech der Götter/die zwitracht des Römiſchen Reychs betreſſende.



Hans Sachs.

nach Asien ziehen sehen, vielleicht wollte er wieder nach Athen in Griechenland. Diana weiß hingegen zu berichten, daß er schon vor vielen Jahren auch von dort vertrieben worden. Vor kurzem erst sah sie ihn mit ihren Winden im Wald an einem Brunnen sitzen, das Antlitz mit Zähren überronnen. Und als sie sich ihm näherte, verbarg er sein Angesicht, seines Elends sich schämend, und floh eilends in eine finstere Höhle, wo er, der alte Vertriebene, sich wohl noch aufhalte. Da schwingt sofort auf höheres Geheiß Merkur sein hellklingendes Gefieder. Er findet den Armen, aber bedeckt mit tötlichen Wunden, von Krankheiten gepeinigt, gelähmt an Händen und Füßen, zusammengeschrumpft am ganzen Leibe. Auf die weitere klägliche Schilderung des ganz trostlosen Zustandes des in den letzten Zügen Liegenden sendet Jupiter mit Merkur noch den Äskulap, den Gott der Arznei, daß er mit dem Auszug aller Kräuter und mit Nektar den Alten im Leben erhalte, ihm seine Wunden verbinde und allen seinen Gliedern, Bein und Mark die früheren Kräfte verleihe. Dann soll er ihn im Augenblick heraufführen, und Jupiter wird ihn aussenden,

Auf Erd zu reformieren,
Daß friedlich concordieren
Die herrschenden Regenten
Sambt allen Reiches Ständen,
Daß der Adler mög wieder
Schwingen sein ganz Gefieder,
Den Drachen zu vertilgen
Samt der vergiften Lilgen.

Wie sich die Zwei zur Erde hinabschwingen, ertönt der Sirenen Gesang vor aller Götter Thron, ein wonniglich Getön mit Jubel und Frohlocken. Schon hebt sich dem Dichter das Herz vor freudiger Erwartung, »Rempublicam« oder den Gemeinnutz zu sehen, aber in demselben Augenblick läßt der Hahn seine helle Stimme erklingen, und das Ende des Gesichtes bleibt dem Dichter verborgen. Des trauert sein Herz, doch lebt er der Hoffnung, Gott werde durch seine Güte

Selb all Zwietracht ableinen
Und durch sein Wort vereinen
Im Rat all Städt und Fürstn,
Daß sie nach Fried nur dürsten.

Auf daß in hohem Ruhm
Das römisch Kaisertum
Sich wieder mehr und wachs
Durch gmein Nutz, wünscht Hans Sachs.

Dem Eigennutz aber, dem grimmen Feinde des gemeinen Nutzes und Zerstörer von Städten und Staaten, tritt er in vielen seiner Gedichte auf das energischste entgegen. Einmal gar in einem Schwank. In einem Gespräch zwischen einem Bischof und Eulenspiegel, der, sich als Brillenmacher vorstellend, über sein Handwerk klagt, das nichts mehr einbringe und ihn kaum noch vor dem Hungertode schütze, schiebt der lustige Schalk alle Schuld auf die Thatsache, daß niemand mehr Brillen benötige. Nach einer bemerkenswerten Unterhaltung, warum Pfaffen und Mönche keine Brillen mehr brauchen, meint Eulenspiegel, daß auch die Fürsten und Herren sie abgelegt hätten. Als nun der Bischof behauptet, daß gerade sie bei ihrem großen Hofgesind und den ungetreuen Beamten die schärfsten Brillen nötig hätten, entgegnet ihm der Narr, in Deutschland sei Raub, Gefängnis, Mord, Brand und Tyrannei mit heimlichen Praktiken und bösen Tücken gegen Bürger und Reichsstädte im Schwange. Solchem Unrecht zu steuern, stände den Fürsten wohl an. Dem römischen Reich beizustehen, sei ihr Beruf, damit es nicht zu Trümmern gehe. Aber viele Fürsten sitzen da und sehen durch die Finger. Sie brauchen keine Brillen, um scharf zuzusehen, wie es die alten Fürsten thaten, die ihr Land sauber hielten und auf alle Straßen spähten. Wo sie aber einen Landfriedbrecher trafen, den vertrieben sie mit gewaltiger Hand und brachten ihn zur Ruhe. Da standen die Brillen noch in hohem Wert, und sein Handwerk hatte einen goldenen Boden. Jetzt aber ist es so unwert geworden beim geistlichen wie beim weltlichen Stand, daß er schier das Bettelbrot essen muß. Da lacht der Bischof und lädt ihn ein, mit auf den Reichstag nach Worms zu ziehen, den er gerade besuchen will. Zu Worms solle einmal etwas Gutes beschlossen werden, daß es in Deutschland besser gehe und Eulenspiegels Handwerk gedeihen möge.

Bei sich selbst aber denkt der Prälat:

Weiß der gmein Mann von diesen Tücken,
Daß wir lang heimlich thätn verdrücken

Alls mit gefärbtem guten Schein,
Vermein (en), es soll noch heimlich sein,
So ist es wahrlich hohe Zeit,
Daß wir Unschuld und Grechtigkeit
Hilf reichen mit der rechten Hand
In dem verdrücktem deutschen Land,
Daß uns kein Unrat daraus wachs.
Gott wöll, daß bald gscheh! wünscht Hans Sachs.

Wie auf politischem Gebiet ist es untröstlich auch auf dem religiösen. Da erhebt das Evangelium klagend seine Stimme. Es hat gewähnt, daß es Deutschland zum wahren Christentum erheben, die Kirche von Mißbräuchen säubern und die Menschen bessern könne. Aber ganz anders ist es gekommen. Im Munde führen die Menschen das Evangelium wohl, aber sie verläugnen es im Leben, vorschützend, Christus habe genug gethan, uud so leben sie in falscher Sicherheit, als sei die Hölle zergangen, der Teufel gestorben, der Tod in Banden und das strenge Gericht aufgehoben. Alle Laster stehen in Blüte. Niemand achtet mehr auf das Evangelium, das sich schier heiser geschrieen, die Menschen zu bessern, aber es wird nur verspottet und verlacht. Nur so weit nehmen sie das Evangelium an, als es ihnen frommt zu ihrem Eigennutz, zu ihrer Freiheit und Ehre. Wenn sie sich gegen Gott versündigen, so verteidigen sie es durch die Schrift, so daß sie ein Schanddeckel sein muß für ihre schlechten Handlungen. Der andere große Haufe aber nimmt das Evangelium gar nicht auf, bleibt mit Wort und Werk in Lügen kleben, verflucht uud beschuldigt es sogar, daß es keine guten Früchte trage, und schilt es Ketzerei. Diesen beiden gesellen sich noch die Erbfeinde des Evangeliums bei: die Hohenpriester, Pharisäer, Gleisner und Saducäer, deren Schalkheit es ans Licht gebracht und deren Unglauben es zerstört hat. Von ihnen wird es verklagt, verhetzt, verfolgt und gemartert. Nur ein Häuflein hängt ihm an mit Worten und Werken, die wahre christliche Gemeinde, die Gott ihm auf dieser Welt auserwählt hat, die anderen aber läßt es ziehen, weil sie das Licht verschmähen. Dann bricht das Evangelium in bittere Klage aus:

Blind, überblinds Teutschland,
An Geist und an Verstand!

Es wird mein Lehr und Treiben
Nicht allmal bei dir bleiben.
Ich werd von dir ausgohn
In andre Nation.

Der Dichter aber, von der Klage des Evangeliums erschüttert und von der Furcht ergriffen, das Wort Gottes könne zu einer Anklage werden am jüngsten Gericht, läßt sein Gedicht in ein Gebet ausklingen:

O Herr, laß uns dein Wort
Bleiben und laß es fort
In uns erflammen stark
Durch Seel, Herz, Bein und Mark,
Daß wir dir Zeugnis geben
Beide mit Wort und Leben,
Gut christlich Früchte bringen,
Her aus dem Glauben springen
Als wahre Gottes Kind,
Dein Erb und Hausgesind,
Daß das die Heiden sehen,
Dir Lob und Ehr verjehen,[1]
Dein Wort hören und lehren[2]
Und sich zu dir bekehren!
Aus uns werd überall
Ein Hirt und ein Schafstall,
Ein christliche Gemein!
Daß dein Wort lauter, rein
Darin grun, blüh und wachs
Und Frucht bring, wünscht Hans Sachs.

Und wie erging es damals (1540) der Theologie? Hans Sachs schildert sie als schlichtes Weib, in schneeweißem Gewande, mit einem großen aufgeschlagenen Buch in der Hand, das einen himmlischen Duft verbreitet, in einem alten Tempel auf einem Throne sitzend, den die geringe Zahl ihrer Getreuen umgibt. Dann treten viele Prälaten in den Tempel. Sie verbeugen sich vor dem Thron und machen dem Weibe den Hof, gleich als wären sie ihre Schüler. Aber es findet sich anders. Sie halten ihr das Widerspiel, wie der Dichter es in den herrlichen Versen schildert:

---

[1]) bekennen. [2]) lernen.

Etlicher nahm ein Laus
Und macht ein Kamel draus,
Ein ander säuget Mucken,
Thät doch Kamel verschlucken,
Etlich gen Himmel machten
Ein Leiter, aus Stroh flachten,[1]
Etlichr mit schröckling Worten
Beschloß des Himmels Pforten,
Etlicher durch sein Segen
Verhieß himmlischen Regen,
Etlich mit Donnerschlägen
Die Erd thäten bewegen.
Etlich ander die saßen
Und ganze Häuser fraßen.
Als obs all Zaubrer wären,
Dergleich seltsam Gebären!
Etlich wie Saßnachtbutzen[2]
Sich gleich thäten vermutzen.[3]

All diese Eindringlinge warten in Ungeduld, daß das Weib auf dem Thron ihrer Lehre als gerechter Richter und Schlichter Beifall spende. Das aber trägt großes Mißfallen an den Parteien und wendet sein Angesicht zum Himmel. Wie tobsüchtig stürmt jetzt die Rotte den Thron, fällt das Weib an und mißhandelt es auf alle Weise.

Ein jeglicher sie num,[4]
Wo sie ihm dient zu Nutz,
Gefährlich und mit Trutz
Sies hin und wieder zugen,
Rissen, krümmten und bugen,
Stöckten,[5] blöckten[5]) und drungen,
Gwältig nöten und zwungen,
Jeder nach seim Gefallen,
Jedoch war bei ihn allen
Ein mißhellig Gebrümmel.
Abschiedens mit Getümmel

---

[1]) geflochten. [2]) Sastnachtlarven. [3]) aufputzen. [4]) nahm. [5]) in Stock und Block legen.

Die Gemarthert Theologia.

Mer das Klagent Ewangelium.



Hans Sachs

Jeder einig[1]) sein Straß.
Der ganze Tempel was
Durchstänkt wie lauter Schwefel
Von ihrem Mutwill und Frevel.

Das Weib aber saß traurig und zerrauft, und ihre Freunde waren bekümmert. Das ist die Theologie oder heilige Schrift, einfach aber gewaltig, und die ihr anhangen, streben nach Gottes Ruhm und des Nächsten Heil in Lehre und in Werken. Nur wenige sind ihrer, denn die Mehrheit sucht den eigenen Ruhm. Auf Genuß und Reichtum ist all ihr Dichten und Trachten gerichtet. Allem aber, was sie thun und lassen, geben sie einen Schein, als wäre es einzig nach Gottes Wort, und thun doch der Schrift mit Ziehen, Biegen und Drängen Gewalt an. Daraus sind so viele Meinungen und Irrtümer, Orden und Sekten entsprossen. So viel Köpfe, so viel Sinne, und jeder Teil meint, er allein besitze die Wahrheit, jeder nimmt für sich die Schrift in Anspruch, um seine Meinung damit zu bekräftigen. Daher

es jetzt steht gefährlich
Verderblich und gar schwerlich,
Weil die Glerten sind spaltig.
Derhalb glaub du einfaltig
Der heiligen Geschrift!
So entrinnst du dem Gift
Vielfaltiger Verwirrung,
Rotten, Sekten und Irrung.

So der Genius zum Dichter. Der aber ist bekümmert, daß viel Hirten zu Schelmen geworden und durch falsche Lehre die Seelen töten, indem sie die Schrift mißbrauchen, während die Laien die Laster durch sie beschönigen, das Evangelium gar noch verspotten und verhöhnen, als wären sie Heiden. Daher fürchtet er, Gott könne sein Wort wieder nehmen und die Menschen in Irrtum und Lüge versinken lassen,

Weil wir nicht brauchen mügen
Die einfeltigen Wahrheit
Mit ihrer himmlischen Klarheit . . .

---

[1]) allein für sich.

Der Reichstag zu Regensburg v. J. 1541, der eine Vereinigung der beiden Religionsparteien anstrebte, aber wegen der tiefen Gegensätze zu keinem Ergebnisse führte, gab ihm die Anregung zu der Allegorie der von der Gleisnerei (Hypocrisis) zur Anklage gegen die Wahrheit angestifteten Niedertracht (Nequitia). Die gefangene uud gefesselte Wahrheit findet keine Erlösung aus ihrem Gefängnis. Die Frauen Patientia und Justitia suchen ihre Thränen zu trocknen und verweisen sie auf ihre Befreiung durch Gott selbst. Aber sie hat auf endliche Erledigung gehofft und bricht in erneutes Weinen aus, daß es in dem Saale widerhallt. Den Dichter nim̄t indeß die Erfolglosigkeit der Verhandlungen nicht Wunder, bei denen der eine Teil sich und das Seine suche, Gewalt, Reichtum, Ehre und Wollust. Deßhalb flieht das Licht in die Finsternis, bis Gott selbst es erledigen und durch die ganze Christenheit verkünden lassen wird, damit sie in Einigkeit wachse und grüne.

In dem Schmalkaldischen Kriege (1546, 1547), den der Kaiser zur Herstellung der Einheit der Kirche gegen die protestantischen Fürsten, die sich im Schmalkaldischen Bunde vereinigt hatten, unternahm, ist Hans Sachs seine Stellungnahme naturgemäß angewiesen. Es war wohl das kläglichste Schauspiel in deutschen Landen, als das Reichsoberhaupt, gestärkt durch päpstliche Subsidiengelder, gegen die stets unschlüssigen Fürsten zu Felde zog und einen schmählichen Religions- und Bürgerkrieg entfesselte, der mit der Niederlage der Schmalkaldischen Sache in der Schlacht bei Mühlberg (1547) seinen Abschluß fand. Da klagt die schwer bedrängte Germania dem getreuen Eckhart ihr Leid, wie der großmächtige Adler seine Klauen gewetzt und all seine Kräfte aufgeboten habe, sie ganz zu verderben. Als es der getreue Eckhart nicht glauben will, spricht Germania den Adler (den Kaiser) zwar jeder Schuld ledig, macht aber die Nachtvögel für alle Not verantwortlich. Sie scheuen das neue himmlische Licht und haben den Adler aufgereizt mit Listen und mit Lügen. Ergrimmt schlägt er furchtbar die Flügel in seinem Nest. Zwar möchte man den Schein erwecken, als ob man nur die Ungehorsamen niederlegen wolle, aber sie besorgt, man werde noch alle verderben, die sich des Lichtes Schein erfreuen. So ergeht es ihr zum schlimmsten, ihre Glieder werden ihr zerrissen,

sie ist ausgemergelt und gar verderbt. Der Nachbar bedrängt den Nachbar, in den Städten ist Spaltung und Empörung, und ganz Deutschland wird heimgesucht mit Brand, Raub und Mord und es badet im Blute. Eckhart soll ihr raten, es gibt keinen Verzug mehr, denn die Axt liegt schon an des Baumes Wurzel. Er meint nun, die Schuld liege an ihr selbst, denn sie sei nicht in dem hellen Licht, das ihr Gott in milder Gnade habe scheinen lassen, gewandelt, sondern in der Finsternis. Und auf ihr weiteres Flehen rät er ihr, sich zu Gott zu bekehren und Früchte der Buße zu wirken, dann wird er das Herz des Adlers durch des Lichtes Klarheit erleuchten. Sie selbst aber soll bei dem Lichte bleiben, so wird Gott sie nicht verlassen, der viele Wege der Hilfe kennt.

Als gegen Ende des Jahres 1546 die Sache der Fürsten immer schwieriger ward, Herzog Moritz von Sachsen zur Partei des Kaisers abfiel, das Schmalkaldische Heer in Unthätigkeit verharrte und sich sogar zum Teil auflöste, da ließ Hans Sachs nochmals seine Stimme vernehmen. Er schildert, wie der Heiland selbst, verraten und zum Tode verurteilt durch die „hohen Priester und Fürsten", durch die „hohen Schriftgelehrten und Pharisäer", auf seiner Flucht von Deutschland nach Egypten dem Nördlinger Boten begegnet, dem er seine Leiden und Drangsale erzählt. Der Dialog enthält deutliche Anspielungen auf das Konzil zu Trient, auf Papst und Kaiser, die Stellung Bayerns, den Abfall Moritz' von Sachsen, das Verhältnis der Bischöfe und Klöster, die ablehnende Haltung der Reichsstädte.

Auch das Interim, das der Kaiser 1548 in Augsburg zum großen Schaden der evangelischen Sache durchsetzte, findet in dem Dichter einen heftigen Bekämpfer. In einer Allegorie führt er die Wahrheit vor, die, von der Gleisnerei in ein von der Niedertracht gewebtes vielfarbiges Kleid gezwängt, elend und von Hecheln gemartert, gefangen liegen muß.

So nimmt unser Dichter, ein warmer Patriot und echter Deutscher, an den politischen wie religiösen Vorgängen im Vaterlande den innigsten Anteil. Religion und Politik hingen damals auf das unzertrennlichste zusammen, sie durchdrangen sich gegenseitig. Und Religion und Politik oder, hier besser gesagt, Religion und Vaterland sind es, die das Denken des Dichters

stets erfüllen und unausgesetzt seine Sorge sind. Er hatte einen festen und bestimmten Standpunkt, den er nicht verließ. An der evangelischen Lehre hielt er treu und unverbrüchlich fest, wie er es in seinem „Epitaphium ob der Leich Doktor Martini Luthers" nochmals in unzweideutiger Weise zum Ausdruck bringt.



Nun schweigt ein weyl vnd habet rhu
Vnd höret der Comedi zu
Wie sich all sach verlauffen thu.[1])

5. Dramatische Dichtungen.

Wenngleich das Schauspiel und insbesondere das geistliche Spiel auch in Nürnberg in frühere Jahrhunderte zurückreicht, so ist doch die Aufführung dramatischer Stücke erst seit etwa der Mitte des 15. Jahrhunderts urkundlich bezeugt. Die Stücke, von denen wir zunächst hören, sind Fastnachtspiele, unflätig in ihrem Inhalt, roh in ihrer ganzen Haltung und überaus derb in ihrer Komik. Sie verletzten das bessere Gefühl, die gute Sitte uud die Wohlanständigkeit zuweilen in einem Grade, daß der Rat sich zu besonderen Maßregeln veranlaßt sah. 1468 und 1469 verbot er die leichtfertigen, üppigen und unkeuschen Spiele und Reime, die nicht allein in den Häusern, sondern auch sonstwo bei Tag und Nacht vorgeführt wurden. Er nennt sie sündlich, ärgerlich und schändlich und die Darstellung vor ehrbaren Leuten, zumal vor Jungfrauen und Frauen, unziemlich. Niemand, weder Frauens- noch Mannspersonen, jung noch alt, soll solch unzüchtig und unziemliche Worte oder Gebärden in Reim- oder anderer Weise üben oder gebrauchen, und jedermann sich nicht allein im Besuch der Häuser, sondern auch sonst allenthalben ehrbar, züchtig und ziemlich halten, alles bei einer Strafe von drei Gulden und mehr. Verkündigt wurde dieses Gesetz am 9. Januar 1469, also kurz vor Fastnacht. Als die Tuchheftergesellen 1476 ein Fastnachtspiel aufführen wollten, wurde es ihnen zwar von Ratswegen erlaubt, ihnen aber zugleich auferlegt, dem Pfänder ihre Hauptleute — die Leiter und Träger der wichtigsten Rollen — anzugeben und keine Unzucht zu üben.

[1]) Erste Hans Sachsausgabe. 1. Bd. (1558) Blatt 121, aus dem Eingang zur „Markgräfin Griselda."

Was Hans Sachs an Schauspielen vorfand, Stücke von Hans Rosenblüt, dem Schnepperer, von Hans Folz und Kunz Has, hielt sich in dem eben bezeichneten Rahmen. An sie schloß sich unser Dichter der Zeit nach an, der Gattung nach insofern, als sein erstes dramatisches Stück ein Fastnachtspiel war. Im übrigen aber brach mit ihm auch hier nach mehr als einer Richtung hin eine neue Zeit an.

Bevor wir indeß zu einer näheren Besprechung der dramatischen Dichtungen des Hans Sachs übergehen, ist noch eine andere Gattung von Gedichten zu berühren, die, ohne den Charakter von eigentlichen Dramen aufzuweisen, sich der dramatischen Form mehr oder weniger nähern, die gewissermaßen als Vorläufer der dramatischen Dichtungen angesehen werden können: die Gespräche und insbesondere die Kampfgespräche. Eins seiner Dramen nennt der Dichter selbst Komödie oder Kampfgespräch und gibt damit zu erkennen, daß er unter Umständen die beiden Gattungen nicht scharf unterscheidet. Dieses Stück: „Comedia oder Kampfgesprech zwischen Jupiter und Juno, ob Weiber oder Mender zun Regimenten tüglicher sein“ v. J. 1534, ist ganz in der Form der Komödien des Dichters gehalten, während bei fast sämtlichen Gesprächen der Dichter selbst die ganze Situation in einer kürzeren Einleitung zeichnet, wie er sie auch in der Regel selbst durch eine moralische Schlußbetrachtung zu Ende führt. Die Reden der einzelnen Personen leitet er, wenige Ausnahmen abgerechnet, durch einen zur Reimzeile als wesentlichen Bestandteil gehörenden Satz erzählender Natur ein, zuweilen tritt, wenn auch nur ganz vorübergehend, statt der direkten Rede die indirekte oder die Erzählung auf. Das sind die Momente, wodurch sich diese Gespräche von dem streng dramatischen Dialog unterscheiden, von den Spielen weichen sie im übrigen oft nur durch ihre kürzere Fassung ab. Die Kampfgespräche bringen in der Regel den Widerstreit zwischen Tugend und Laster zur Darstellung. So kämpfen Frömmigkeit und Schalkheit, Hoffahrt und Demut, Zorn uud Sanftmut, Kühnheit und Geduld, Ehre und Wollust um den Vorrang. Aber auch die Gegensätze in Natur und Leben kommen zum Ausdruck. Mit dem fröhlichen Sommer ficht der mürrische und tückische Winter seinen alten Strauß, Wasser und Wein befehden einander so heftig, daß endlich der Olympier

selbst den Streit in Güte schlichten muß, Gesundheit und Krankheit, Alter und Jugend, Tod und Leben, Armut und Reichtum, sowie Armut und Glück suchen sich in hartnäckigem Kampfe zu überwinden. Ein Gespräch der Götter hat sogar die „edle und bürgerliche Krankheit des Podagram oder Zipperlein" zum Gegenstande, andere behandeln die bösen Wirkungen des Zutrinkens und der Fastnacht. Mit der Tochter hält die Mutter in einer für den Eidam bedenklichen Weise Zwiesprache, die „geschwätzige Rockenstube" erzählt uns wunderliche Dinge, Männer klagen sich gegenseitig ihre ehelichen Leiden oder stimmen in Gegenwart des Gatten, dem seine böse Frau gestorben, ein merkwürdiges Klagelied an, Weiber halten über ihre Männer strenges Gericht. Die Frau läßt sich mit der Hausmagd in ein ebenso wortreiches als heftiges Gefecht ein, die Hausmagd mit der Kindbettkellnerin,[1]) oder sie weist einen zudringlichen und bedenklichen Gesellen, der sie um jeden Preis zur Ehe begehrt, mit durchschlagenden Gründen zurück. Wie heutzutage jammern die Mägde über ihre harten Dienste. So bieten diese Gespräche ebenso wie die Schwankgedichte auch kulturhistorisch manch bemerkenswerte Züge, wie sie nur aus solchen Zeitgedichten geschöpft werden können. Andere Gespräche nähern sich mehr dem religiösen Gebiet, wie jenes vom heimlichen Gericht Gottes, worin ein Engel einem Waldbruder Gottes Weisheit und Fürsehung auslegt, oder ein anderes, worin der Herr dem Petrus erklärt, warum er die fleißige Bauernmagd dem faulen Bauernknecht zur Ehe gibt.

Von diesen Gesprächen werden jene, welche das Komische mehr hervorkehren, auch wohl den Schwankgedichten nach dem Vorgange des Dichters zugerechnet, in ihrer Gestalt als Dialoge stehen sie den Spielen näher. Zwar ist ihre ganze Haltung oft mehr epischer als dramatischer Natur, aber diese Eigentümlichkeit teilen sie mit so vielen Schauspielen des Dichters. Hans Sachs war eben doch eine durch und durch epische Natur, die auch im Schauspiel so oft zum Durchbruch kommt. Deshalb liegt auch, was nicht genug hervorgehoben werden kann, der Schwerpunkt seiner dichterischen Thätigkeit in der Erzählung und ganz besonders im erzählenden Schwank.

---

[1]) Wochenwärterin.

Eyn Gesprech zwi.
schen dem Sommer vnd dem Winter.



Hans Sachs.

Gehen wir zu den eigentlichen dramatischen Dichtungen über. Hans Sachs unterscheidet Tragödien, Komödien und Spiele, unter letztere alle jene Stücke zählend, die er unter den beiden ersten Gattungen nicht hat unterbringen können. Weiterhin aber teilt er die einzelnen Schauspiele wieder in geistliche, deren Stoff er der h. Schrift und insbesondere dem alten Testament, dann auch „anderer geistlicher Materi" entnommen, in weltliche, die er aus „alten Historien der Poeten und Geschichtschreiber" geschöpft hat, und endlich in „Fastnachtspiele mit Schwänken". Wie anderswo mit Recht hervorgehoben ist, verrät die Nebeneinanderstellung geistlicher und weltlicher Stoffe, welche einen Unterschied in der dramatischen Behandlung nicht bedingen, keinen tiefen Einblick in das innere Wesen des Schauspiels. Aber andererseits befand sich der Dichter damit in völliger Übereinstimmung mit seiner Zeit, die darin einen einschneidenden Unterschied erblickte, und es kommt hinzu, daß er mit seinen geistlichen Spielen auch andere Ziele verfolgte als mit seinen weltlichen. War jenen die Aufgabe zugeteilt, „Gottseligkeit, Furcht und Liebe Gottes einzubilden und zu pflanzen", so sollten diese aus „den Poeten und Geschichtschreibern" Beispiele vor Augen stellen, „die zu Anreizung der guten Tugend und zu Abschneidung der schändlichen Laster" dienlich seien. Die Fastnachtspiele aber nehmen wegen ihres ganz besonderen Charakters, der sich schon im Namen ankündigt, auch eine ganz besondere Stellung ein. Sie sind mit einem anderen Maße zu messen. Sie dienen der Fröhlichkeit und Lust zu einer Zeit, da ungebundene Freude, ja Ausgelassenheit in ihr ausschließliches Recht traten. Der Dichter selbst spricht sich dahin aus, daß „die Fastnachtspiele mancherlei Art, mit schimpflichen Schwänken gespicket (doch glimpflich ohn alle Unzucht) die schwermütigen Herzen zu Freuden ermuntern" sollten. Die moralische Nutzanwendung kommt da erst in zweiter Linie, war aber nicht ausgeschlossen. Denn wie die Fabeln und Schwänke sind sie „nicht allein kurzweilig, sondern auch nützlich zu lesen, weil fast jedes Stück mit einer angehängten Lehr" endigt.

Es ist auffallend, daß Hans Sachs Tragödie und Komödie nicht scharf unterscheidet. Spricht er auch einmal von seinen fröhlichen Komödien und von seinen traurigen Tragödien, so stellt er andererseits Komödie und Tragödie

fast gleich, wenn er sagt: „auch macht ich ein teutsche Comedi, doch nicht ungleich einer Tragedi" oder „Comedi, das man nennt auch wohl ein Tragedi," „ein geistlich Comedi, doch im End gleich einer Tragedi" u. s. f.

Das Entscheidende ist eben der Ausgang. Ist er ein glücklicher, ein versöhnender, so nennt er das Stück unbedenk-

Kampfgespräch
zwischen einer Frau und ihrer Hausmaid.



lich eine Komödie, wenn auch vorher auf die Hauptpersonen eine ganze Flut von Leiden und Mißgeschick hereingebrochen ist; er nennt sie dann doch „eine artliche Komedie, die sich fast vergleicht einer Tragedie, sehr traurig bis hin zu dem End, da es sich erst zu Freuden wendt."

Was zunächst die Stoffe anbetrifft, die der Dichter für seine dramatischen Darstellungen verwertet, so muß man sagen, daß er dabei nicht mit besonderer Ängstlichkeit seine Auswahl

traf. Eine Menge von seinen Geschichten, Spielen und Schwänken, sowie andere Stoffe übersetzte er in die dramatische Form, ohne vorher zu untersuchen, ob sie auch die notwendigen dramatischen Momente in sich bargen. „Eine Historie tragedienweis agieren" nannte er das, und dasselbe ist gemeint, wenn er ein Schauspiel als „tragedisch Gedicht" bezeichnet.

Bei der dramatischen Bearbeitung hält er sich, zumal bei den geistlichen Materien, genau und streng an seine Vorlage, über eine weitere Gliederung des Stückes setzt er sich zunächst völlig hinweg, ohne alle Einteilung und Ruhepause läuft die Handlung zu Ende, wie bei den Tragödien Lucretia (1527) und Virginia (1530), sowie bei der „Komödie, daß Christus der wahre Messias" sei. Der Dichter konnte hier allerdings der Einteilung in Akte bei der Kürze der Stücke eher entraten. Eine weitere Zerlegung der Akte in Scenen kennt er überhaupt nicht.

Unter der engen Anlehnung an die Vorlage leidet die dramatische Entwicklung, die bei den verschiedenen Stücken nach der Natur des Stoffes völlig verschieden ist, außerordentlich.

Etwaige Lücken, die so im Stücke entstehen, weiß er dadurch zu überbrücken, daß er den Herold, einen Diener oder Boten auftreten läßt, welche ergänzende Erklärungen abgeben und auch über Vorgänge unterrichten, die auf der Bühne nicht dargestellt werden können. Es kommt auch vor, daß er in einem vorhergehenden Akt in mehr oder weniger deutlicher, aber höchst naiver Weise auf das hinweist, was sich demnächst vollziehen wird. So spricht Adam vor der Erschaffung der Eva am Schluß des ersten Aktes:

Die Hitz der Sonnen drucket mich,
Ich bin gleich worden schläferig,
Ich will mich legen von der Sonnen
An den Schatten zu diesem Bronnen,
Ob ich von seinem lieblichen Rauschen
Allein da ruhen möcht und lauschen,
Das Wachen mit dem Schlaf vertauschen.

Hans Sachs kennt in seinen Schauspielen weder die Einheit der Handlung, noch jene der Zeit und des Ortes. Im Fortunat treten, nachdem der erste Besitzer der Wunschdinge

gestorben, die Söhne an seine Stelle, und erst mit ihrem Tode, als Hut und Beutel ihren Zauber eingebüßt haben, schließt die Handlung. Die Tragödie „von Alexander Magno" beginnt schon vor der Geburt des Helden, der zweite Akt setzt ein, als Alexander achtzehn Jahre geworden, der dritte führt ihn uns

Kampfgespräch
zwischen einer Hausmaid und Kindbettkellnerin.



als König vor, im vierten sehen wir ihn im Kampf mit dem Perserkönig Darius, der fünfte zeigt ihn in seiner Tyrannei, seinem Jähzorn und Götterwahn, wie er Klitus ersticht und Kalisthenes umbringen läßt, im sechsten erscheint er als Besieger des Königs Porus in Indien, mit dem siebenten Akte, der den Tod des Helden darstellt, schließt endlich die Handlung. Der Dichter behandelt hier in einem Stücke einen Zeitabschnitt von mehr als einem Menschenleben. Bei einem so weit ge-

nommenen Spielraum muß die dramatische Entwicklung in den Hintergrund treten, anstatt eines einheitlichen Schauspiels werden einzelne Bilder vorgeführt, die oft nur in einem losen Zusammenhange stehen.

Die Naivetät der Darstellung tritt auch darin hervor, daß die ganze Handlung historischer Stücke sich im Gewande und Charakter der Zeit des Dichters abspielt. Geschichtliche oder archäologische Genauigkeit machte damals Dichtern wie Malern nach dieser Richtung hin wenig Sorge. Sie stellten dar, was sie im Leben sahen, und hatten dabei den großen Vorteil, daß sie natürlich bleiben konnten und sich nicht zu Aufgaben verstiegen, denen sie nicht gewachsen waren.

Tragödie wie Komödie werden gewöhnlich durch den Ehrnhold eingeleitet und abgeschlossen, in den geistlichen Schauspielen tritt zuweilen ein Engel an seine Stelle. In den Komödien begegnet auch hin und wieder die lustige Person, „Jäckle“ oder „Jäcklein“, der Narr, der in den Fastnachtspielen häufiger vorkommt.

Von der außerordentlichen Naivetät und Ursprünglichkeit der damaligen Auffassung und Zustände geben die Ermahnungen eine Vorstellung, die der Ehrnhold zur Herstellung der Ruhe und Aufmerksamkeit an das Publikum richtete, z. B.:

Nun schweiget still und habet Ruh,
Da tritt des Bauern Weib herzu.
Nun höret, was sie sagen thu!

oder:

Seid still mit Worten und Gebärd,
Auf daß keiner verirret werd!
Das wird freundlich von euch begehrt.

oder:

Nun hört und schweigt dem Spiele zu,
Auf Wort und Werk, wie, wo und wu[1])
Sich alle Sach verlaufen thu.

Nicht minder naiv ist der Schluß der Ankündigung des Ehrnholds in der „Virginia“:

---

[1]) wu, — dialektische Nebenform von ‚wo‘. Wo und wu — Wortspielerei.

Der soll niemand erschrecken nicht,
Wann alle Ding seind zugericht,
Daß keim Menschen kann Schad geschehen,
Nun hört und schweigt, so werd ihrs sehen.

Kampfgespräch
zwischen einer Hausmaid und einem Gesellen.



Eine etwas eingehendere Darlegung eines Schauspiels wird uns den Dichter in der Eigenart seines Schaffens näher bringen. Wir wählen die Komödie „die ungleichen Kinder Evä". Sie wird zwar als die bekannteste hingestellt, aber wohl nur insofern, als sie in Sammlungen wiederholt abgedruckt und in literarischen Werken häufiger auf sie Bezug genommen wurde. Im übrigen ist sie, wie ich mich wiederholt überzeugt, in weiteren Kreisen so gut wie unbekannt. Der Dichter war in den Stoff wie verliebt. 1546 behandelte er ihn als Meisterlied, 1558 als Schwankgedicht, 1553, am 23. September

als Spiel und am 6. November als Komödie. Im Prolog gibt der Ehrnhold, der zugleich als Quelle des Stücks das lateinische Original des Melanchthon bezeichnet, das der Dichter dem gemeinen Mann zu Nutz in deutscher Sprache bearbeitet habe, einen kurzen Überblick über den Verlauf des Schauspiels. Dann tritt Eva auf, jammernd über ihre Sünde, infolgedessen sie Gottes Gnade verloren habe, aus dem Paradiese vertrieben sei, in Schmerzen gebären und sich vor ihrem Manne ducken müsse. Adam, der über die schwere Arbeit, die er mit Graben und Bauen des unfruchtbaren Erdreichs tagsüber im Schweiße seines Angesichts verrichten muß, klagend hereintritt, sucht sein liebes Weib zu trösten. Sie müssen büßen, spricht er, durch mancherlei Kreuz und Trübsal, aber sie werden von dem ewigen Tod erlöst werden. Daher ist ihnen Gott nicht gram, ja, wie er vom Erzengel Gabriel vernommen, wird der Herr sie morgen besuchen, um einmal nachzusehen, wie sie haushalten, was die Kinder treiben und und lernen, und ob sie Gott fürchten und ehren. Deshalb soll sie die Kinder baden, kämmen und ihnen die Sonntagskleider anlegen, das Haus kehren und Gras streuen. Darüber ist Eva hoch erfreut. Dann fragt Adam nach Abel. Er, der Fromme und Gottesfürchtige, erwidert ihm Eva, hütet draußen die Schafe, aber, wo Kain, der Wüstling und böse Galgenstrick, sich herumtreibt, weiß sie nicht zu sagen. Er hat Holz ins Haus tragen sollen, ist aber davongelaufen, jetzt streunt er wohl auf der Gasse und schlägt sich mit den Buben. Sie kann ihn nicht in der Stube behalten, und es scheint kein Tag, der nicht Klagen über ihn brächte. Adam fürchtet das Schlimmste für ihn. Abel, der eintritt, muß ihn suchen gehen, während die Eltern das Haus mit Maien ausstecken.

Im zweiten Akt sehen wir Kain und Abel in ihrem gegensätzlichen Charakter. Kain empfängt den Bruder mit den einladenden Worten: „Schau, du Mutterkind, bist dus? Ich hätte große Lust, die Faust dir an den Kopf zu schlagen.“ Kain soll heimkommen zum Baden, aber er meint, die Buben hätten ihn schon gewaschen, wenn sie ihn bekommen hätten. Abel dagegen, schon auf das Ende hindeutend, bemerkt vorwurfsvoll, Kain freue sich des Haders, er wolle wohl ein Mörder werden, worauf Kain erwidert: „Ich wills einmal an dir versuchen, du Schalk!“

Ein Klagredt dreyer Mayd vber jr harte dienst.

Mehr der Nasentantz.



Hans Sachs.

Von dem bevorstehenden Besuch des Herrn mag er nichts hören. Er will sich stellen, als ob er gottesfürchtig sei, aber ein Schalk dabei bleiben. Auf Abels Bitten und Warnen hat er nur die Antwort, wenn der Herr ihn nicht wolle, so habe ihn doch der Teufel gern.

Kain will nicht ins Haus und, als er endlich auf vieles Zureden eintritt, sich nicht baden und kämmen lassen, um dann zu opfern, zu beten und die Predigt zu hören. Viel besser würd' es ihm behagen, wenn das alles nicht erdacht wäre, viel lieber möcht' er Füchse und Hasen jagen und mit bösen Buben spielen und raufen.

Auf Adams Vorwurf, er sei ganz gottlos und entartet, Gott aber werde morgen kommen, um zu sehen, was er gelernt habe, meint er, es werde wohl des Guten nicht gar viel sein, er wolle dem Herrn eine Garbe Stroh opfern anstatt des Gebets, darüber würde er sich freuen.

Am Gehorsam ist Gott gelegen, mehr denn am Opfer, entgegnet ihm Adam. Aber Kain will ungewaschen bleiben, so daß sich Eva endlich darein gibt mit den Worten:

Weil er nicht will gebadet sein,
So bleib er ein Unflat allein.

Der Herr tritt — dritter Akt — mit seinen Engeln in das Haus der ersten Menschen ein und zeigt sich als der gütige Vater besonders der Eva gegenüber, der er auf ihr nochmaliges reumütiges Bekenntnis ihre Sünde verzeiht und die Erlösung verheißt.

Beim Empfang benimmt sich Kain mit seiner Rotte dem Herrgott gegenüber höchst ungeschickt, sie drehen ihm den Rücken und geben ihm die linke Hand, so daß sie Eva mit den Worten zurechtweist:

Ei, reicht ihr denn an diesem End
Unserm Herrgott die linken Händ,
Zieht auch eure Hütlein nit ab,
Wie ich euch vor gelehret hab!
Ihr groben Filz ohn Zucht und Ehr!
Mein Abel, kumm zum Herren her
Samt den ghorsamen Brüdern dein,
Entphahet Gott den Herren fein!

Das thut denn auch Abel mit seinen fünf wohlerzogenen Brüdern, worauf Gott sie lobt und beten läßt. Nachdem sie das Gebet der Reihe nach ohne Tadel gesprochen, folgt noch eine lange Prüfung über die zehn Gebote Gottes nach Luthers Katechismus, die sie glänzend bestehen. Dann müssen sie den Glauben hersagen und werden auch hier über die einzelnen Sätze einer Prüfung unterzogen. Der Herr ist von ihren Kenntnissen und ihrem Eifer sehr befriedigt, ermuntert sie, so fortzufahren und verheißt ihnen das ewige Leben, für diese Welt aber Glück und Ruhm. Die höchsten Würden sollen sie erlangen

Als Küng, Sürsten und Potentaten,
Gelehrt, Prediger und Prälaten,
Auf daß in Ehren werd erkannt
Euer Nam ruhmreich in all Land.

Darauf stimmt der Erzengel Raphael dem Herrn ein Loblied an mit Saitenspiel, Singen und Quintieren, „dieweil sein Gnad steht ganz aufrecht zu dem ganzen menschlichen Gschlecht“.

Jetzt tritt in Begleitung des Satans Kain mit seiner Rotte auf — vierter Akt —. Er fühlt sich nicht gerade in der behaglichsten Stimmung wegen des bevorstehenden Examens, dem er sich gleichfalls mit den unerzogenen Brüdern zu unterziehen hat:

Wie wöll wir armen Schlucker thon,
Wenn uns der Herr auch redet on,
Daß wir ihm sollen Antwort geben
Vom Glauben, Gebet, Gebot und Leben?
Ich weiß ihm zu antworten nicht.

Auch seine Brüder wollen lieber ihren bösen Lüsten fröhnen mit Spiel, Völlerei, Reichtum, Genuß und Tyrannei als mit Disputieren und Erklären der Schrift, „dieweil man sich daran vergift, so mit mancherlei Ketzerei, Aberglauben und Schwirmerei“. Auch wollen sie ihr Hirn damit nicht schwächen. Satan aber bestärkt sie in ihrem bösen Sinn und verheißt ihnen als Fürst der Welt Befriedigung all ihrer Leidenschaften. Ihre jungen Tage sollen sie genießen, Gott Trotz bieten und den Eltern den Gehorsam versagen. Im Examen kommt ihre ganze Unwissenheit, Verkehrtheit und ihr Unglaube zu Tage, so daß der Herr mit Entsetzen ausruft:

O, wie ein gar glaublose Rott,
Die ganz und gar nichts hält von Gott,
Weder vom Glauben noch Gebet!
Hängt nur an dem Irdischen stet,
Was wohl thut ihrem Fleisch und Blut
Und der Satan einblasen thut!
Derhalben so müßt ihr auf Erden
Hart und armutselig Leut werden
Als Baurn, Köbler, Schäfer und Schinder,
Badknecht, Holzhackr und Besenbinder,
Taglöhner, Hirten, Büttel und Schergen,
Kärrner, Wagenleut und Sergen,
Jakobsbrüder,[1]) Schuster und Landsknecht,
Auf Erd das hartseligst Geschlecht,
Und bleiben grob und ungeschicket,
Hergehn zerhadert und geflicket
Hin und herwieder in dem Land
Vor jederman zu Spott und Schand.
Wo ihr euch nicht zu mir thut kehrn,
Glaubn, Gebot und Bet thut lern,
Werdt ihr auch endlich gar verdampt.
Darumb Abel, hab dir das Ampt;
Dein Brüder baser unterricht!

Abel verspricht dem mit allem Fleiß nachzukommen. Wenn sie ihm folgen mögen, will er sie zur Furcht und Liebe Gottes erziehen. Den Akt beschließt der Engel Gabriel mit dem Wunsch, daß sich die Sünder bekehren mögen und stimmt dann mit den Engeln das Lob Gottes an.

Aber Kain ist schon zu verworfen. Gegen Abel, vor dem er sich zurückgesetzt glaubt, erfüllt ihn glühender Haß. Den fünften Akt leitet er mit den Worten ein:

Mein Bruder Abel ist wohl zu Hof,
Er ist worn unser Bischof.
Der Herr treibt mit ihm großen Pracht
Uns sunst all (er) verspott und veracht.

---

[1]) Wallfahrer nach dem Grabe des heil. Jakob zu Compostella, dann Pilger überhaupt, endlich: Vagabund, Landstreicher.

Soll wir uns alle vor ihm biegen,
Und ihm unter den Füßen liegen?
Es wird uns gar hart kummen on!

Satan schürt eifrig das Feuer, erfüllt besonders mit dem Hinweis auf das Recht der Erstgeburt Kains Gemüt „mit hässigem, neidischem Schmerz“ und gibt ihm endlich den Rat, den Bruder totzuschlagen, wenn er ihm sträflich zurede und seinen Spott mit ihm treibe. Bei Kain ist der Mord schon längst beschlossene Sache, und er will die That beim Opfer auf dem Feld sofort ausführen. Wie gerufen kommt jetzt Abel und fragt:

Bruder, wöll wir ein Opfer thon?
Kain: Ja wohl. Sach du am ersten on.

Beide opfern. Der Herr erscheint, redet Kain nochmals ins Gewissen und geht ab. Den bei seinem Opfer knieenden Abel redet Kain an:

Bruder, mein Garb ist austroschen,
Darumb mein Opfer ist erloschen,
Dein Feists vom Schaf, das flammet sehr.
Abel: In allen Dingen Gott die Ehr,
Der uns Seel, Leib, Ehr, Gut, Leben,
Umb sunst aus Gnaden hat gegeben!

„Satan zeigt, Abel zu töten. Kain schlägt ihn nieder. Der Satan hilft ihn zudecken — und fleucht.“ Der Herr kommt und fragt Kain nach dem Bruder. Auf die freche Antwort verflucht er den Brudermörder und die Erde, die des Gemordeten Blut getrunken. Der Satan, Kain ins Ohr flüsternd, treibt diesen zur Angst und Verzweiflung. Seine Schuld ist zu groß, als daß sie Vergebung finden könne. Er ruft zu Gott, der ihn von der Erde und seinem Angesicht treibe. Er müsse flüchtig sein, und wer ihn finde, werde ihn erschlagen. Der Herr aber widerspricht ihm. Wer ihn erschlägt, an dem soll es siebenfältig gerochen werden. Ein Zeichen will er seiner Stirn aufdrücken, daß niemand ihn erschlagen soll. Aber unmittelbar darauf erscheint doch der Satan, der ihn mit den Worten abführt:

Kain, thu dich an ein Baum henken,
Oder in ein Wasser ertränken,
Auf daß du kumbst der Marter ab
Und ich ein Höllbrand an dir hab!

Adam und Eva beklagen Abels Tod, der auf des Herrn Geheiß von Engeln fortgetragen und begraben wird. Engel führen Set herein, der an Abels Stelle tritt als der, aus dessen Samen der verheißene Messias abstammen soll.

Der Ehrnhold aber beschließt, indem er, auf den Sündenfall der ersten Menschen, die Frömmigkeit Abels, die Gottlosigkeit Kains und die Erlösung des Menschengeschlechts Bezug nehmend, „vier schöner Lehren" zieht.

Die Behandlung des Stoffes der ungleichen Kinder Evä ist bei Hans Sachs nach den vier Gedichtarten verschieden gestaltet, doch zeigen sich Meisterlied, Schwank und Spiel in Zweck und Auffassung näher verwandt, während die Komödie nach Ziel und Anlage eine besondere Stellung einnimmt. In den drei zunächst genannten Gedichtformen will der Dichter den Unterschied der Stände erklären und rechtfertigen.

Es liegt in den Ausführungen, wie wir sagen möchten, ein Versuch zur Lösung der sozialen Frage, es ist ein Appell an die Vernunft und den guten Willen des Menschen, eine Mahnung zur Zufriedenheit. Eva bringt nämlich, als Gott die wohlerzogenen Kinder zu den höchsten Würden und Ämtern erhoben hat, auch ihre bösen und ungeschlachten Buben, die sie vorher im Heu und Stroh, ja sogar im Ofenloch versteckt hat, damit er sie auch zu großen Herren mache. Aber je nach ihren Fähigkeiten werden Schuster, Weber, Schäfer und Bauern daraus, und als sich Eva über die ungleiche Austeilung der Stände beklagt, erwidert ihr Gott, daß er sich erst seinen Mann ansehe, bevor er etwas aus ihm mache. Er muß eben Amtleute haben zu allen Dingen, und wenn es nur Könige, Fürsten, Bürgermeister und große Kaufherrn gebe, so müßten sie alle miteinander verschmoren. Keiner würde bauen, zimmern, backen und andere Handwerke treiben wollen. Und was würde entstehen, wenn der große Haufe keine Obrigkeit hätte zum Schutz der allgemeinen Wohlfahrt und zur Abwehr der Bösen. Da ginge alles „über und über". Kein Stand bliebe mehr bei dem andern. Alle Stände, sagt er zum Schluß, sind mühselig, und wenn sie auch keine Handarbeit treiben, so verbergen sich doch bei ihnen unter äußerer Pracht große Mühen, Angst und Sorgen. Die Handarbeit aber ist gesund, bringt Kraft und süßen Schlaf.

Zu Arbeit ich den Menschen klug
Beschuf wie den Vogel zum Flug.
Drumb, welcher Mensch ihm[1]) läßt genügen
An dem Stand, dem ich ihm thu fügen,
Der hat genug bei all sein Jahren.

Während so die Austeilung der verschiedenen Berufsarten durch Gott und die daran sich knüpfende Mahnung zur Zufriedenheit mit dem einmal gewählten Stande den Zielpunkt der einzelnen Gedichte bildet, so ist bei der Komödie die Handlung damit keineswegs zum Abschluß gediehen, sondern das ungleiche Los als das zur Katastrophe treibende Moment verwertet. Der Gegensatz von Kain und Abel in Charakter und Gesinnung, sowie in der äußeren Lebenslage führt den dramatischen Schluß herbei, während im kürzeren Spiel gleich zu Beginn von Abel als einem Toten gesprochen wird. Daß im übrigen auch hier die Komödie ganz andere Ziele im Auge hat, daß sie erheben und erbauen, abschrecken und bessern soll, braucht wohl kaum noch bemerkt zu werden.

Ist auch Hans Sachs als Schauspieldichter von keiner epochemachenden Bedeutung, fällt er auch mehr ins Gewicht durch die gewaltige Zahl seiner Stücke als durch ihren künstlerischen Wert, so muß andererseits doch anerkannt werden, daß er dem geistlichen Drama in Nürnberg wieder Eingang verschafft und sich durch die Aufführung desselben — denn fast alle diese Stücke wurden in Nürnberg und zum Teil auch anderswo aufgeführt — um die Hebung des Theaters und die Versittlichung der breiten Masse des Volkes namhafte Verdienste erworben hat.

Hans Sachsens große und unbestrittene Bedeutung für das Drama des 16. Jahrhunderts liegt auf einem anderen Gebiete, dem des kurzen dramatischen Schwankes oder Fastnachtspiels, dem Seitenstück zum epischen Schwanke. Hier bewegt er sich wieder auf einem seiner Natur durchaus gleichartigen Boden, hier findet sein unvergänglicher Humor ein weites Feld, auf dem er sich ohne Hemmnis ergehen und tummeln kann, hier in dem lustigen durch keinen Prolog oder

[1]) sich.

Ehrenhold [1]) eingeleiteten einaktigen Stücke [2]), in dem sich keine Gelegenheit zu epischer Abschweifung bietet, ist er wieder der Meister, den keiner übertrifft.

Hans Sachs ist auch deshalb in einer Besprechung des Fastnachtspiels rühmend hervorzuheben, weil er es aus der unbeschreiblichen Roheit und dem tiefen Schmutz, in dem es vor ihm steckte, emporhob und in gesittetere Bahnen lenkte. Bei ihm begegnen ja Derbheiten und Roheiten auch noch zur Genüge, aber gegenüber den Spielen seiner Vorgänger sind die seinigen wie Tauben unter Raben. Im übrigen muß man die urwüchsigere Zeit in Rechnung ziehen, in der diese Stücke entstanden, und sich den besonderen Zweck gegenwärtig halten, zu dem sie gedichtet waren. Wenn in Nürnberg der Schembart durch die Straßen lärmte, wenn man sich zu sog. Bursen vereinigte und dem Spiel und Tanz in ungebundener Lust huldigte, wenn gerade in den Tagen der Faßnacht die Schwert- und Reiftänze das Volk anzogen und gar noch prasselndes Feuerwerk die Volksfreude erhöhte, wenn, um es kurz zu sagen, alles in tollem Fastnachtsjubel überschäumte, dann konnte der Dichter nicht allein als stummer Zuschauer im Hintergrunde stehen oder ein trauriges Bußlied anstimmen oder eine herzzerreißende Tragödie aufführen. Er mußte dem allgemeinen Drange nachgeben, mußte sich ihm zur Verfügung stellen, wenn er wirken wollte. Und er that es auch. Wohl weiß er, daß die Fastnacht vieles erlaubt und manches entschuldigt. So legt der Dichter dem Bauern Grampas am Schluß der „Gesellenfaßnacht" folgende Worte in den Mund:

Ihr ehrbarn Herrn, es ist unser Bitt,
Ihr wöllet uns verargen nit,
Ob wir hie habn einander gscholten,
Ein bös Wort mit dem andern vergolten,
Einander etlich Ding geziegen,
Doch haben wir das Gröbst verschwiegen,

---

[1]) Der Ehrenhold leitet nur in dem „Hofgesind Veneris" das Stück ein, und ein Prolog geht nur der „unglückhaften und verschwatzten Buhlschaft" voraus.

[2]) Nur ein Faſtnachtspiel „Neidhart mit dem Seihel" hat drei Akte, oder wie wir sagen würden Scenen, denen allerdings auch drei verschiedene Handlungen und Örtlichkeiten entsprechen.

Darmit wir all bleiben bei Ehrn,
Die Faßnacht bei einander verzehrn
Mit Freud, Kurzweil und guten Schwänken...

oder wenn Jäckel, der Narr, den „Neithart mit dem Feihel“ folgendermaßen abschließt:

Also endt sich das Neidhart Spiel!
Und ob wir ihm hätten zu viel
Gethan mit Werken oder Worten,
Bitt mir Verzeihung aller Orten;
Wann Jäcklein und die Baurn gemein
Die kunten nit höflicher sein,
Redten von der Sach, wie die was,
Und konten nit beschneiden das,
Wie man denn jetzt zu Faßnacht thut.
Drumb bitt wir, nembt hiemit für gut,
Daß uns kein Unwill daraus wachs,
Das begehrn wir, mit uns Hans Sachs.

Die Fastnachtspiele behandeln im allgemeinen ganz gleichartige, zum Teil dieselben Stoffe wie die Schwankgedichte, Gespräche und Spiele, die der Dichter häufig genug zu Fastnachtspielen erweiterte und umformte — lustige Geschichten und Possen, wie sie sich im Leben abspielten, wie man sie sich in Stadt und Land erzählte oder wie sie sich in Büchern vorfanden.

Das eine und andere sei hier in Kürze skizziert. „Ein Faßnachtspiel mit sechs Personen zu spielen: der Krämerskorb“. Heinz, der Hausknecht, ist von seinem Herrn ausgesandt worden, den Tischwein zu holen, vergißt aber über den Streit eines Krämers mit seinem Weibe auf der Gasse ganz seines Auftrags. Die Krämersfrau soll nämlich den von ihrem Mann abgesetzten Korb weitertragen, aber sie weigert sich dessen, weil er die Nacht sein Geld im Spiel verloren hat. Es entspinnt sich ein längerer mit urwüchsigen Ausdrücken und Kraftworten gespickter Redekampf. Alle Versuche des Krämers, seiner Frau den Korb aufzubürden, scheitern an ihrem hartnäckigen Widerstand. Die letzte Anstrengung begleitet er mit den liebenswürdigen Worten:

So trag den Korb, du fauler Balk!

Aber ihm den Korb vor die Füße werfend, entgegnet sie:

Trag ihn selbst, du verspielter Schalk!

Dann eine gründliche Prügelei, und das Ende vom Liede ist, daß der Krämer den Korb wieder auf den Rücken nimmt.

Das Stück findet seine Fortsetzung im Hause des Kaufmanns. Der Herr wie die Frau sind über das lange Ausbleiben des Heinz höchlich ungehalten. Aber dieser weiß den Zorn der Herrschaft durch Erzählung des anziehenden Abenteuers abzulenken. In immer heftigerem Redeerguß nehmen Mann und Frau für den Krämer und die Krämerin Partei. Auch hier will die Frau den Korb nicht tragen, und das Wortgefecht artet auch hier in Thätlichkeiten aus. Die Frau entflieht:

Ich wills gehn meinen Freunden klagen,
Daßt mich von Narrenwerks wegn thust schlagen.

Er erwidert:

Umb dein bös Maul hab ich dich bläut,
Daß mir so trutzig Antwort beut . . .

Damit ist das Stück noch nicht zu Ende. Der Knecht erzählt die Ursache des ehelichen Straußes der Köchin. Wieder die gleiche Stellungnahme, ein erbitterter Kampf, und zum Schluß bekommt Heinz den Kochlöffel zu kosten, während sie, von seinen Fäusten bearbeitet, die Flucht ergreift. Heinz aber beschließt:

Wie hat der Korb ein Jammer zugricht
Es könnt eim seltsamer träumen nicht.
Ich bin auch kommen in die Baiß,
Hat mir austrieben den Angstschweiß,
Mir ist mein Teil auch darvon worn,
Die Köchin hat mir sauber gschorn
Mit dem Kochlöffel an dem Ort.
Es ist noch wahr das alt Sprichwort,
Sagt, daß sich soll ein weiser Mann
Keins frembdes Haders nehmen an
Und sich gar nichts darmit bekümmer,
Daß nit an ihn springen die Drümmer,
Teilhaft werd Haders, Ungemachs.
Den treuen Rat gibt euch Hans Sachs.

Das war ein Stück nach dem Herzen des Volkes, dem es mit Spannung lauschte, bei dem es sich auf die eine oder andere Seite stellen konnte.

Ein anderes Stück: „Der fahrend Schüler im Paradeis". Zur Bäuerin, die noch um den Tod des längst gestorbenen ersten Mannes trauert, dem der jetzige in seinem Geiz und seiner Unfreundlichkeit so wenig gleicht, kommt ein fahrender Schüler um eine milde Gabe bittend. Zugleich aber stellt er sich als den vielgereisten Landfahrer vor, der sogar im Venusberg geweilt hat und erst seit drei Wochen von Paris zurück ist. Die Bäuerin versteht: „Paradies" und erkundigt sich sofort angelegentlichst nach ihrem verstorbenen Mann. Aber dem geht es recht schlecht im Jenseits. Ohne Strümpfe und Schuh muß er umherlaufen, hat weder Hemd noch Hose und auf dem Kopfe nur seinen alten blauen Hut. So bleibt ihm nichts anderes übrig als sich in sein Leichentuch zu hüllen. Während andere schmausen und prassen, muß er sehnsüchtig zusehen und vom Almosen leben, das ihm andere Seelen reichen. Durch diese erbärmliche Schilderung wird die Bäuerin zu tiefem Mitleid für ihren verstorbenen Mann gerührt, der nicht einmal, wie sie meint, einen Pfennig für ein Bad hat. Und da der Schüler schon gleich morgen wieder ins Paradies reist, das er in vierzehn Tagen erreichen will, so drängt sie ihm ein Bündel mit den verschiedensten Dingen auf, ein blaues Tuch zu einem Rock, Strümpfe, Joppe, Hemd und Hosen, Tasche, Stiefel, ein langes Messer, und verspricht noch viel mehr für das nächste Mal. Der Schüler soll sich sputen. Das läßt sich der nicht zweimal sagen und geht mit dem Bündel auf und davon. Aber der Bauer, dem die Frau das Wunder erzählt, setzt zu Pferd dem Schüler nach, um ihm seine Beute wieder abzujagen. Dieser sieht seinen Verfolger schon von weitem und versteckt seinen Schatz rasch in einer Dornhecke. Der Bauer muß absteigen, weil er mit seinem Pferd nicht in das Moos hinüberkann. Auf seine Frage, ob er den Schüler nicht gesehen, gibt ihm dieser die Auskunft, er sei eilends mit seinem Bündel über das Moos dem Wald zugelaufen, der Bauer könne ihn leicht noch erreichen, da jener schwer zu tragen habe. Während nun der Bauer auf die Suche geht, besteigt der Bachant mit dem frommen Wunsche, dieser zweite Mann möge auch bald ins Jenseits fahren, das Pferd

und reitet davon. So kann der überlistete Bauer seine Frau nicht einmal schelten und um sich selbst keine Blöße zu geben, hilft er sich dadurch, daß er ihr vorspiegelt, er habe das Pferd dem Schüler überlassen, damit er um so eher ins Paradies komme, sie solle aber von der Sache um keinen Preis etwas verraten, denn geistliche Sachen müßten geheim bleiben. Sie hat aber schon alles der Nachbarschaft ausgeplaudert. Da hilft alles Schimpfen nichts, das sieht auch der Bauer ein, und es bleibt ihm nichts übrig, als sich mit dem einfältigen und täppischen Weib zu vertragen, da ja auch dem Mann hie und da ein Fuß entschlüpfe, so daß er Federn lassen müsse.

Auch in der „Rockenstube“ führt uns der Dichter, wie so oft, mitten in das bäuerliche Leben und zeigt uns Bauermagd und Knecht, Bäuerin und Bauer in ihrer wahren Gestalt. Auf weitere oft in hohem Grade drastische Possen, in denen er die verschiedensten Stände und Situationen schildert, näher einzugehen, verbietet uns der Raum und zuweilen auch der Anstand. Denn bei weitem nicht alles, was man damals unverblümt und ohne Scheu, „wie es was“, zu sagen sich getraute, ist heute noch zu sagen erlaubt.

Hans Sachs war übrigens nicht blos der fruchtbare und einflußreiche Schauspieldichter, er hat auch als Schauspieler, Regisseur und Theaterdirektor seine großen Verdienste. Es lag ihm daran, seine Stücke in guten Vorstellungen vorzuführen und sie den weitesten Kreisen bekannt zu machen. Und sie wurden denn auch nicht blos in Nürnberg, sondern auch in anderen Reichsstädten und an fürstlichen Höfen gespielt.

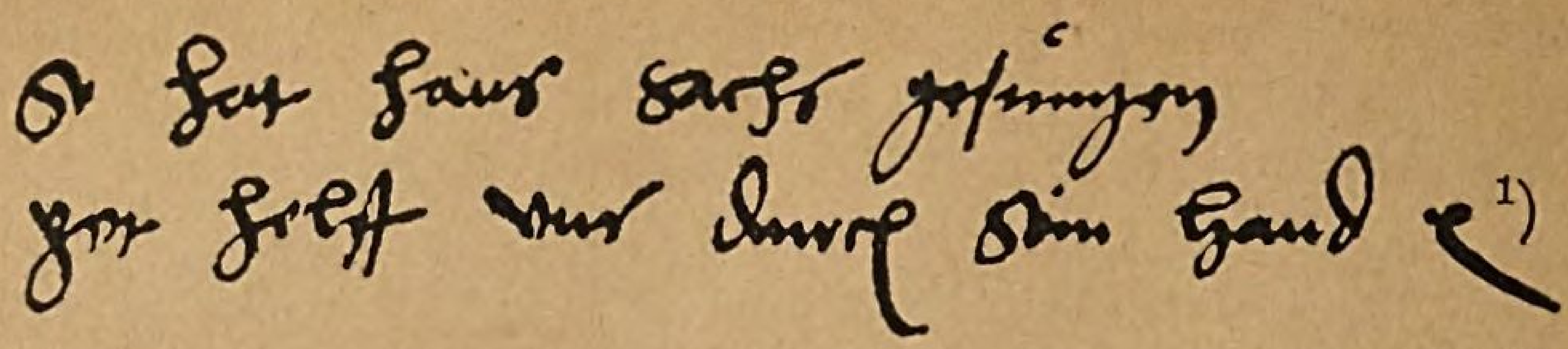
In den Stücken selbst erteilt der Dichter für die Aufführung wichtige Verhaltungsmaßregeln, schreibt den Schauspielern Art und Maß der Rede und des Spiels vor, bestimmt oft mit feinem Takt den Ausdruck der Seelenstimmung und der Leidenschaft. Er selbst äußert sich einmal darüber in bemerkenswerter Weise: Auch sind die Spiele „mannigfaltig allerlei Person, gut und bös, eine jede nach ihrer Art dargethan mit ihren Gebärden, Worten und Werken, Eingängen und Ausgängen angezeigt, daß also diß Buch nit allein nützlich und gut zu lesen ist, sonder auch, wer Lust hat, solche Comedi oder Spiel anrichten wolt, gar mit leichter Müh aus diesem Buch bekommen möcht, welche auch zum Teil vorhin

in etlichen Fürsten und Reichstädten mit Freuden und Wunder der Zuseher gespielt worden sind."

An demselben Ort spricht er auch davon, daß er seine Schauspiele „den meisten Teil selb hab agieren und spielen helfen", wenn auch manche noch nie gespielt worden seien.

Aber er leitete auch als Direktor die Aufführung seiner Stücke, die er indeß auch anderen Gesellschaften überließ. So brachte der Messerer Jörg Frölich mit seiner Gesellschaft und der Weber Veit Fesselmann mit anderen Meistersingern Sachsische Fastnachtspiele wiederholt zur Darstellung. All diese Aufführungen aber fanden in der Regel im Rebenter des Predigerklosters oder in der Marthakirche statt.



 [1]

6. Rückblick auf Dichtung und Leben. Die Mit- und Nachwelt.

Eine so erstaunliche Fruchtbarkeit, wie sie uns in Hans Sachsens Dichterthätigkeit entgegentritt, steht in der Geschichte der deutschen Literatur ohne Beispiel da. Bei einer solchen Produktion aber kann es nicht Wunder nehmen, wenn auch manches Schwache, Mittelmäßige und Unfertige sich unter seine gereiften und bedeutenden Werke mengt. Es konnte schon aus dem Grunde nicht alles golden sein, weil er jeden Stoff, der sich ihm darbot, der dichterischen Gestaltung für wert erachtete. So schildert er die Vorkehrungen, die der Nürnberger Rat 1562 zur Bekämpfung der Pest anordnete, mit derselben Sorgfalt und eingehenden Sachkenntnis, wie die Vorzüge seiner Vaterstadt, oder er gibt ein Verzeichnis sämtlicher römischen Kaiser von Julius Cäsar angefangen bis auf den zeitgenössischen Karl V., jeden in einer Vierzeile behandelnd, oder er bringt eine trockene Aufzählung der „hundert und zehn fließenden Wasser Teutschlandes" oder er tischt uns „die hundert und vierundzweinzig Fisch und Meerwunder mit ihrer Art" auf oder er behandelt in einem Spruch die „hundert Tierlein mit ihrer Art und Natur" u. a.

Andererseits muß indes wieder gesagt werden, daß er durch solche Gedichte belehren und dabei wohl auch den Stoff durch den leichter faßlichen Reim dem Gedächtnisse zugänglicher machen wollte. Daß er damit in der That einem Bedürfnisse im Volk entgegen kam, erhellt daraus, daß das Kaiserver-

---

[1] So hat Hans Sachs gesungen, Gott helf vur (fürder) durch sein Hand. — Aus der Hans Sachshandschrift Amb. 732 2° in der Stadtbibliothek.

zeichnis z. B. nachweisbar in nicht weniger als zehn Einzeldrucken erschien, im Jahre 1530 allein dreimal, und auch sonst noch gedruckt wurde.

Um seine so zahlreichen Dichtungen sich und der Nachwelt zu erhalten, pflegte er sie sauber abzuschreiben, Meisterlieder und Spruchgedichte gesondert, und sie dann in der Regel auch gesondert in gediegenen Holzbänden einbinden zu lassen. 1554 war die Zahl der Meisterliederbände bereits auf vierzehn angewachsen, die in 244 Tönen, worunter dreizehn von Hans Sachs selbst erfundene, 3848 Bare oder Meisterlieder enthielten, Komödien hatte er um diese Zeit 133, Sprüche, Gespräche und Lobgedichte 530 gedichtet, 1556, am 6. Oktober, fing er an, sein sechzehntes Meisterliederbuch, 1559, am 10. Oktober, sein vierzehntes Spruchbuch zu schreiben.[1]

Damit nun die „langwierige Arbeit . . mit der Zeit, so ihn Gott aus diesem Leben abfordern würde, nicht zerstreut verginge und verloren“ würde, durchmusterte er in seinem dreiundsechzigsten Lebensjahre — 1557 — all seine Gedichte, die er in den zweiundvierzig Jahren seiner dichterischen Thätigkeit neben seiner Handarbeit vollendet hatte, in seinen Büchern, wählte die vornehmsten aus und ließ sie 1558 nach Materien in fünf Teile geordnet als den ersten Band seiner Werke bei dem Augsburger Buchhändler Georg Willer erscheinen, „wie denn solches viel ehrbarer Leut viel und oft“ von ihm „begehrt und nachgesucht“ hatten. Gedruckt wurde das Buch bei Christoph Heußler in Nürnberg. Am Schluß der Vorrede spricht er sich über Zweck und etwaiges Schicksal seiner Gedichte folgendermaßen aus: „Auf daß aber mein Pfund, das mir der Herr verliehen hat, nicht bei mir allein wie unter der Erde verborgen bleibe, habe ich die zu Nutz und Gut dem Nächsten an Tag gegeben tröstlicher Hoffnung, es werd nicht ohn Nutz abgehn, wiewohl mir auch nit zweifelt, etliche, so Meister überall wöllen sein, werden diß Buch in viel Weg dadeln, dieweil ein Ding viel leichter und ringer zu dadeln ist, denn nach zu thun, das mich aber gar nit anfechtn soll, weil solichs auch wohl treffentliche und hochgelehrte Männer dulden müssen . .“

Nicht minder anziehend ist es, aus dem Munde des Dichters zu vernehmen, wie er über seine eigenen Geisteskinder

denkt und urteilt und welch fruchtbringende Wirkungen er sich von ihnen verspricht. In der Vorrede zum zweiten Buche seiner Gedichte hat er darüber seine Herzensmeinung in folgenden schönen Worten ausgesprochen: „Weil aber nun dieß Buch so mancherlei Art und ungleicher Materi, auch ungleicher Zeit an Tag kommet, das sonst der Bücher Art nit ist, derhalb es wohl nit unbillig ein Monstrum oder Meerwunder genennet wird von den Gelehrten, aber mein Begehr, gutherziger, freundlicher Leser, ist, du wöllest diß ander Buch meiner Gedicht annehmen für ein gemeines offens Lustgärtlein, so an offner Straßen steht für den gemeinen Mann, darin man nit allein findet etliche süß fruchttragende Bäumlein zur Speis der Gesunden, sonder Wurz und Kraut, so reß und pitter sind, zu Arznei, die kranken Gemüter zu purgieren und die bösen Feuchtigkeit der Laster auszutreiben. Dergleich findt man darin wohlriechende Feiel, Rosen und Lilien, aus den man kräftige Wasser, Öl, Säft distilieren und bereiten mag, die abkräftigen und schwachen Gemüter, so bekümmert und abkräftig sind, zu stärken und wieder aufzurichten, auch endlich mancherlei schlechte[1]) Gewächs und Feldplümlein, als Klee, Distel und Korenplümlein, doch mit schönen lieblichen Farben, die schwermütigen melancholischen Gemüter fröhlich und leichtsinnig zu machen, bin also guter tröstlicher Hoffnung, daß es ohn Nutz nit abgehn werd. Solichs, gutherziger, freundlicher Leser, wöllest von mir mit gutem Herzen annehmen, wie ich denn das niemand zu Neid noch Nachteil, auch noch viel weniger zur Heuchlerei, sonder mit gutem Herzen Gott zu Ehre, zu Auferbauung guter Sitten und Tugend und zu Ausreutung der Laster an Tag gegeben habe, wie mir das ein jedes Gedicht bei einem Verständigen Zeugnis giebet. Darmit Gott ewig befohlen! Anno salutis 1560, am 9. Tag Februari.“

Zu Lebzeiten des Dichters erschienen noch zwei weitere Bände 1560 und 1561, während der Nürnberger Verleger Joachim Lochner nach dem Tode des Hans Sachs 1578 und 1579 noch einen vierten und fünften Band herausgab. Diese fünf Folianten enthalten, wie schon früher bemerkt, nicht die sämtlichen Werke des Hans Sachs, da ja außer anderen Gedichten die außerordentlich große Menge der Meisterlieder keine Aufnahme fand.

---

[1]) schlicht, einfach.

Aber nicht immer waren Schaffenslust und Schöpferkraft gleich stark und ergiebig. Die Stimmung, ohne die der Dichter nichts zu schaffen vermag, war zeitweilig gedrückt und getrübt. Der klare Quell, der so frisch und voll gesprudelt, floß später manchmal nur noch träge in winzigem Rinnsal und drohte gar zu versiegen. Wenn er in der Blüte seiner Kraft neben seiner Handwerksarbeit oft mehrere Gedichte an einem Tage schuf, so kamen später sogar Zeiten, da er ganz aussetzte oder doch an seinem Dichterberuf irre ward. Schon Ende 1554, als er das sechzigste Lebensjahr eben überschritten hatte, klagt er über den Nachlaß des Gedächtnisses und der schöpferischen Kraft:

Verstopft wurden die Quellen
Der artlichen Einfällen.
Vernunft ward schwach und blöd,
Lust und Begier wurt schwach und öd
Zu höflichem Gedichte.

Da beschloß er bei sich, forthin in stiller Ruhe „aller Poetrei" müßig zu gehn. Aber wieder erscheinen ihm die Musen, und Melpomene erinnert ihn daran, wie sie ihm, als man das Jahr 1514 zählte, durch Verleihung der neun himmlischen Gaben zu ihrem Dienst geweiht hätten, und er ihnen für die Zeit seines Lebens verbunden und verpflichtet sei. Er meint dagegen, daß er in den vierzig Jahren sich ihrer himmlischen Gabe gar emsiglich bedient habe, daher sollen sie ihn seiner Pflichten entbinden, all seine Kraft senke sich zu Grunde, und er könne ihnen nicht mehr dienen. Aber

Terpsychore, die gute,
Sprach: „Freund, sei wolgemute,
Du erwählter Dienstmann,
Kein Urlaub kannst du von uns han;
Dieweil du hast dein Leben,
Hilf und Steur wir dir geben
Durch die neun gülden Lehr.
Zu Preis wird dir Lob, Ruhm und Ehr
Von manchem werden Munde."

In seinem 64. Lebensjahre — 1558 — dachte er wieder daran, der Dichtkunst zu entsagen und sich zur Ruhe zu begeben. Das Alter mit seinen Gebrechen hat ihn über-

fallen, Haß und Mißgunst ihn getroffen, obschon er doch niemanden angegriffen und geschmäht, sondern nur die Laster gescholten und im übrigen die Menschen in Unmut und trüber Zeit zu erquicken gesucht hat. Wie er darüber nachsinnt, entschlummert er zu süßem Schlaf, und im Traum entführt ihn der Genius in einen geschmückten Saal, wo auf einem wohlgezierten Thron eine Königin sitzt in weißem Gewande, mit Krone und Zepter. Es ist die Weisheit, umgeben von den Tugenden. Sie alle sind verhöhnt und verachtet bei allen Ständen, sie werden verfolgt und gemartert, während die Untugenden und Laster jetzt bei Alter und Jugend gelten und regieren. Die Königin winkt dem Dichter, er, der auserwählte Mann und ihr Ehrenhold, soll sie nicht verlassen, er soll ihr Lob verkünden durch sein Gedicht, wie er es bisher gethan, weil ihnen Gefahr droht in aller Welt. Und da der Dichter entgegnet, er finde nur Feindschaft, Neid und Haß, weist ihn die Königin auf die Gottesgabe hin, die er besitze. Damit soll er ihnen beistehn, kein Biedermann feinde ihn an, nur „der gemeine Pöbel" und „der neidig boshafte Höfel[1]", der selbst mit Lastern behangen sei. Eindringlich ermahnt sie ihn, nicht abzulassen, stellt ihm die wohlthätigen Wirkungen seines Dichtens vor und erinnert ihn an seinen Dichterruhm. Zum Pfande reicht sie ihm die Rechte, doch wie er die seinige ausstrecken will, stößt er sich am Bettbrett und erwacht. Jetzt faßt er den Entschluß, all seine Tage, so lang er es vermag, weiter zu dichten und geht gleich ans Werk, indem er den Traum in Reime bringt als Eingang für das zweite Buch.

Aber schon zwei Jahre später will ihm wieder Mut und Kraft entschwinden. Das gebrechliche Alter hat ihn je länger, je mehr geschwächt an Sinn, Vernunft und Gedächtnis. Die Gedichte wollen nicht mehr wie vorher hurtig springend hervorquellen, in vier Jahren hat er nicht mehr als zweiundneunzig Meisterlieder gedichtet. Die goldenen Quellen sind verstopft, und das macht ihn verdrossen und klagbar. Schon denkt er, daß das 14. Spruchbuch sein letztes sein werde.

Auch am Schluß des zweiten Buches gibt er (1560) ein Spiegelbild seines gedrückten geistigen Lebens und seiner getrübten gemütlichen Stimmung. Frau Ratio, die ihm erscheint,

---

[1]) Höfling.

erkundigt sich mit sanfter Stimme, warum er Herz und Gemüt peinige mit Mühe und Schmerz zum deutschen Gedicht, warum er nicht vielmehr von seiner Arbeit ausruhe. Er hingegen hält das Dichten für eine Kurzweil und will sein Pfund nicht vergraben, sondern Gottes Ehre und des Nächsten Nutzen damit suchen. Die Tugend möchte er fördern und traurige Herzen trösten. Müßigang aber hat viel des Bösen im Gefolge, deshalb dichtet er. Dahingegen erinnert ihn Ratio daran, daß sein Phantasieren, Dichten und Spekulieren die Vernunft schwäche und ihn täppisch und kindisch mache. Er selbst gewahre wohl, wie Sinne und Gedächtnis abgenommen und die goldene Quelle sich verlaufen habe. Der Dichter gesteht zu, daß seine Gedichte nicht mehr so voll, in so herzlicher Lust und mit so freudigem Drang aufquellen, sondern langsam und träge fließen. Deshalb hat er schon längst gedacht, er wolle sich als Dichter zur Ruhe setzen. Aber der Glaube an seinen Dichterberuf hat ihn stets zu neuem Schaffen getrieben:

Jedoch ich etwas hab
Täglich bei mir behändig,
In meinem Gemüt inwendig,
Das mir heimlich zuspricht,
Vermahnt zu dem Gedicht
Ohn Ruh zu aller Frist.
Weiß doch nicht, was das ist,
Das in mir also schreit.

Der Wahn, sein Dichten werde ihm die Unsterblichkeit bringen, ist es, nach der Meinung der Ratio, was also in ihm redet und ihn reizt. Nur Haß und Feindschaft hat er sich durch seine Gedichte bereitet, denn die Welt will die Wahrheit nicht hören und scheut das Licht. Daher soll er, der alte Mann, sich schonen, weil er nicht Dank noch Lohn findet. Vom Traum erwacht, besorgt er, es sei wahr, was ihm Frau Ratio vorgestellt hat. Und nun ordnet nnd registriert er die Gedichte für den Druck des zweiten Bandes seiner Ausgabe, den er mit der Unterredung zwischen sich und der Ratio beschließt. Fortan aber gedenkt er seines Lebens Zeit

Gedichts müßig zu gohn,
Auf daß mir nicht darvon,
Schaden für Lohn erwachs . .

Ein ganzes Jahr blieb er seinem Entschlusse treu. Da im Pestjahr 1562, als so mancher aus Furcht vor der Seuche die Stadt verließ, will ein Freund, wie er es im Eingang zum vierten Buche darstellt, ihn bewegen, mit ihm das Sterben zu fliehen. Aber allen Gründen des Freundes gegenüber zeigt er sich unzugänglich, er will bleiben, wieder zu dichten anfangen und ein weiteres Buch vorbereiten, damit ihm auch die Zeit der Sterbesläufte vergehe.

Da er nun länger denn Jahr und Tag feiere, so würde es ihm wohl kein weiser Mann übel deuten, wenn er wieder dichte und die Gedichte veröffentliche Bösen und Frommen zu Nutz, und zur Freude und Erquickung in solch trübseliger Zeit.

So hub ich an in Gottes Nam
Und bracht neuer Gedicht zusam
Mit Gottes Hilf vierthalb hundert
Mancher Art, daß mich selbst wundert.

So dichtete er am 12. Dezember 1563. Am 1. Januar 1567 „inventierte er seine Bücher“. Meistergesangbücher, denen er auch in Zukunft keins mehr beifügte, fand er 16 vor. Sie enthielten in 275 meisterlichen Tönen, worunter 13 eigene, 4275 Bare oder Meistergesänge. Spruchgedichtbücher hatte er damals 17 vollendet und das achtzehnte angefangen. An Komödien, Tragödien und kurzweiligen Spielen, von denen die meisten in Nürnberg und in anderen Städten aufgeführt worden waren, zählte er 208, an Fabeln und Schwänken, „lächerlichen Possen und seltsamen Ränken, doch nit zu grob und unverschämt“ an die 1700, dann 7 Dialoge in Prosa und außerdem noch an Psalmen und Kirchengesängen, Gassenhauern, Kriegsliedern und einigen Buhlliedern 73 in schlichten und bekannten Tönen, worunter 16 von ihm. Im ganzen ergab sich die gewaltige Summe von 6048 Gedichten, eher mehr denn weniger, die kleinen nicht mit eingerechnet, die er überhaupt nicht eingeschrieben hatte.

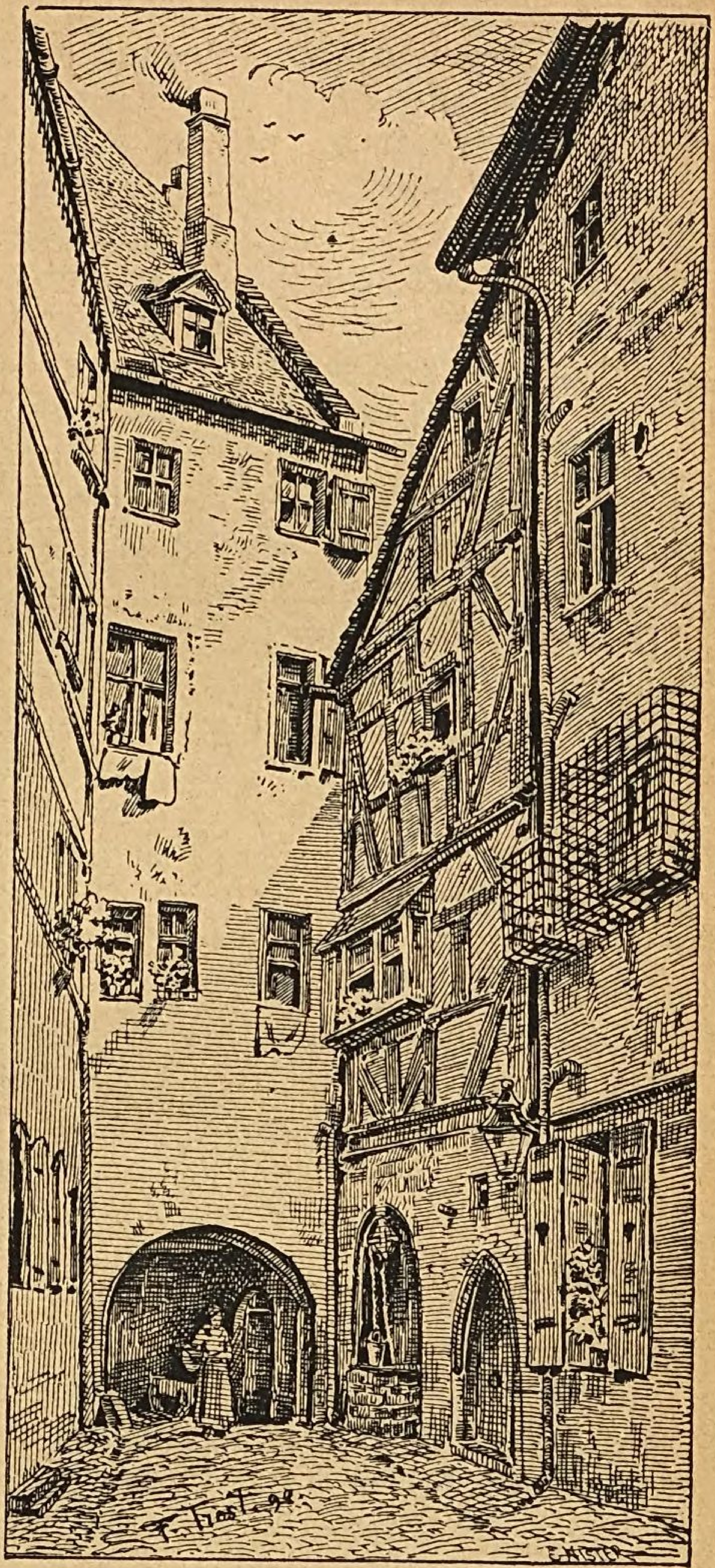
Das Gedicht aber, in dem er die Summe seiner Gedichte zieht, bezeichnet er als sein „Valete“, denn er nimmt Abschied von seinem Dichten, da er schon über 72 Jahre alt ist, und das Alter ihn hart „vexiert, ihn drückt, beschwert und carceriert“. Er will jetzt von seiner Arbeit ausruhen und seine

Gedichte dem gutherzigen gemeinen Mann lassen, damit er sich durch sie mit Gottes Hülfe bessere.

Aber wie er sich auch sträuben mochte, die Muse klopfte immer wieder bei ihm an, und er mußte ihr Gehör schenken. So vollendete er auch noch das 18. Spruchgedichtbuch.

Bemerken wollen wir noch, daß nach der Zählung des ersten Sachs-Forschers Edmund Goetze sich die Zahl der Werke des Dichters auf ungefähr 6205 beläuft und zwar auf 4420 Meistergesänge und 1785 Spruchgedichte, wobei die Wittenbergische Nachtigall mit ihren 700 Versen, Tragödien mit 1746 und 1586 Versen, ebenso wie die kleineren Gedichte von nur 8 Zeilen als ein Stück gerechnet sind.

Diese reiche Dichterthätigkeit war durch materiellen Wohlstand und durch ein glückliches Ehe- und Familienleben auf das



Hans Sachshaus

vom Hofe des Kappenzipfels (Cappadocia) aus gesehen. Zeichnung von F. Trost.

höchste begünstigt. Sein materielles Wohlergehen drückt sich auf das beste in seinem Besitzstand aus. Schon am 20. September 1519 hatten ihm die Eltern das Haus in der Brunnengasse als Heiratsgut übertragen. In diesem Hause, das wir noch im Jahre 1557 als seinen eigentümlichen Besitz nachweisen können, lebte er wohl zunächst mit Weib und Kindern. 1522 konnte er ein weiteres Haus, einen Neubau unmittelbar am weißen Turm in der inneren Stadt, um 400 rheinische Gulden erwerben, in dem er auch kurze Zeit wohnte, und das er 1545, unter Belassung von nicht unbedeutenden Hypotheken auf demselben, wieder verkaufte. Ferner sehen wir ihn 1526 und später als Eigentümer eines Hauses und einer Fischgrube unter den Hutern — der heutigen Kaiserstraße —. Hier hat er gleichfalls gewohnt, wahrscheinlich seit 1533, wenn nicht schon seit 1526, und ist bis 1542 wohnen geblieben. „Die Behausung und Hofrait allhie in sant Sebalds Pfarr an der Spitalgassen vornen im Eingang gegen Mittentag warts zwischen Peter Wellners, Schneiders, und Jorgen Hagen, Schusters, Häusern gelegen und hinten an Kappenzipfel stoßend, wie die sampt dem Höflein daran, auch dem Tull[1]) und Aufgang und mit Lichten, Trüpfen[2]) itzo vor Augen steht", erwarb er und Kunigunde, seine Hausfrau, als frei lauteres, unverpfändetes und unverkümmertes Eigen von den Kindern und Enkeln des Zuckermachers Severin Arnold am 14. Juni 1542 um 610 Gulden, die er gleich bar bezahlte. Hier wohnte er bis zu seinem Tode.

Was sein sonstiges Leben und seinen materiellen Wohlstand angeht, so berichtet er uns einmal — 1568 —, daß Gott ihm Reichtum, Ehre, Lob und großes Glück, ein schönes und treues Weib und gesunde Kinder beschieden habe. Jedermann hätte ihn hoch geachtet, und er selbst sich „tapfer und herrlich" gehalten. Dann aber schildert er, was uns in hohem Grade befremdet und zu seinem Leben und Dichten, wie es uns sonst vor Augen steht, schwer in Einklang zu bringen ist, wie er in Hochmut und gottlose Hoffahrt verfallen sei, in pharisäischen Werken gelebt und an Gott wenig gedacht habe. So habe er lange in Verblendung gewandelt ohne Gottes-

---

[1]) Bretterzaun.
[2]) Tropfenfall, Traufe.

furcht, aber in dem Wahne der Frömmigkeit und Gerechtigkeit, wie der Gleisner im Tempel. Lange erkennt er seinen sündigen Zustand nicht, bis Gott selbst ihn endlich durch einen schweren Fall aus seiner Herrlichkeit hinabstürzt. Jetzt wird er von Gewissensbissen gefoltert, die ganze Welt wähnt er gegen sich, Freud' und Trost sind ihm entschwunden. Essen, Trinken und Saitenspiel vermögen ihn nicht mehr zu erheitern. Alle Hoffnung hat ihn verlassen, und er wünscht oft, nie geboren zu sein. Lange lebt er in diesem Zustande der Verzweiflung. Wenn sein Fall offenbar wird, fürchtet er, so ist er verachtet bei allem Volke. Da endlich denkt er an König David, der ebenso fiel mit Bethsabe, der aber durch seine Reue Verzeihung bei Gott erlangte. Und so findet er auch endlich in der Zerknirschung seines Herzens Gott und sich selbst wieder.

Inwieweit wir es hier mit der Wirklichkeit oder mit der Phantasie des Dichters zu thun haben, läßt sich schwer ermessen. Eins sollte man allerdings glauben, daß der Dichter nämlich sich selbst nicht in so harter Weise anklagen würde, wenn es an jeder Ursache dazu sollte gemangelt haben.

Ein glückliches Los war ihm durch seine beiden Frauen beschieden. Wie hoch er seine erste Frau, die Kunigunde Kreuzer von Wendelstein, schätzte und wie innig er ihr zugethan war, haben wir schon aus seinem Gedichte „das bittersüß ehlich Leben" ersehen. Allerdings war sie von leicht erregbarem Naturell und mag dadurch hin und wieder ihrem Gatten bewegte Stunden bereitet haben. Beinahe 41 Jahre war er mit ihr verheiratet, am 28. März 1560 verschied sie nach nur mehrtägigem Krankenlager. Ein Denkmal setzte er ihr in dem „wunderlichen Traum von meiner abgeschieden lieben Gemahel Kunegund Sechsin", worin er seiner Herzenskümmernis um den herben Verlust innigen Ausdruck verleiht, ihre stete Liebe und Treue, Fürsorge und Häuslichkeit in hohen Lobesworten anerkennt, aber auch ihre heftige Art dem Gesinde gegenüber, wenngleich mit aller Schonung, berührt.

Nach anderthalbjährigem Witwerstande vermählte sich der fast Siebenundsechzigjährige am 2. September 1561 mit der schönen Barbara Harscher. Obschon sie allem Anscheine nach noch in jugendlichem Alter stand, so ist doch die in vielen Darstellungen auftretende Angabe, sie sei erst 17 Jahre alt gewesen, weder nachweisbar noch wahrscheinlich, sondern

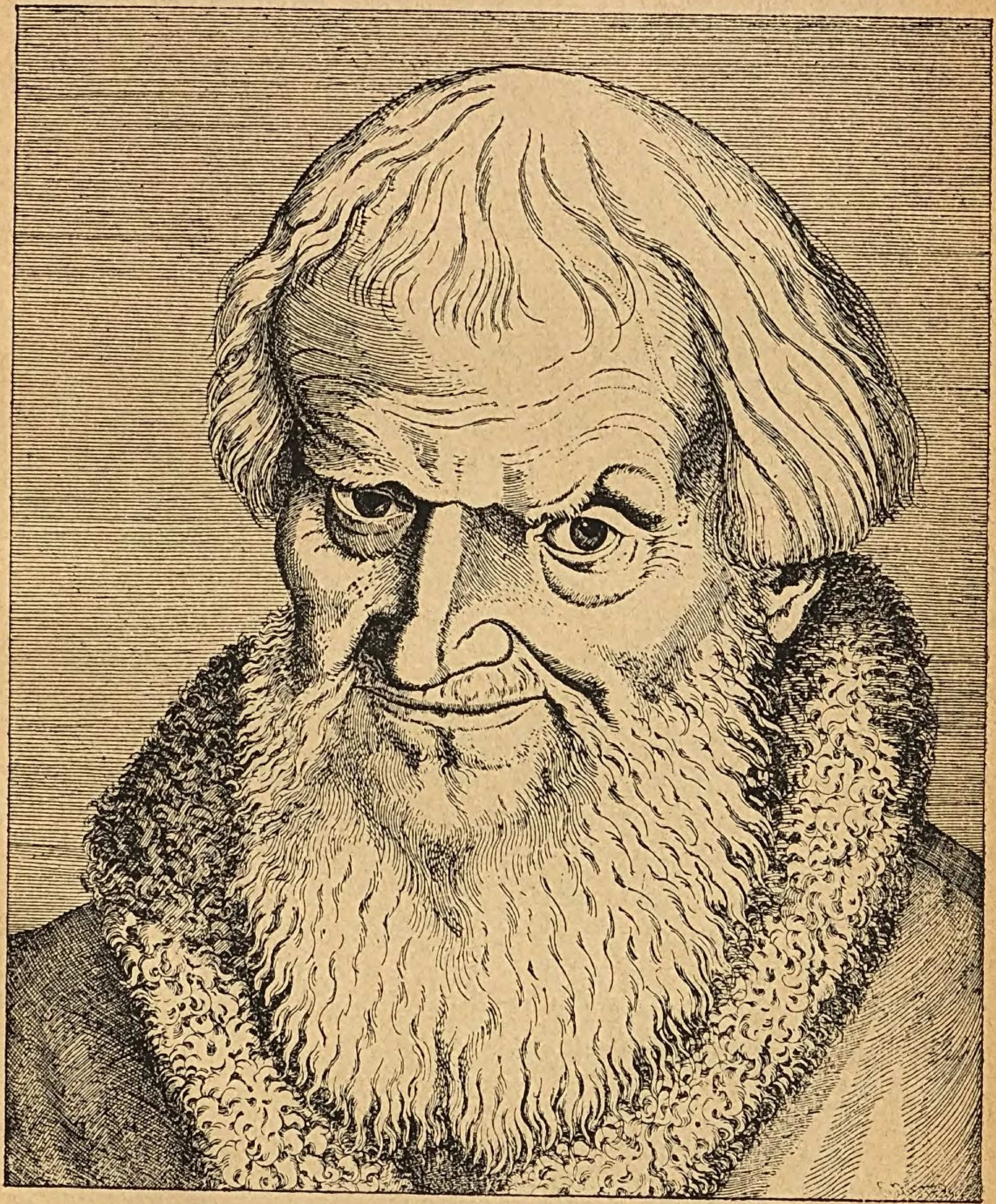
beruht vermutlich auf der Verwechslung mit seiner ersten Frau, die er allerdings in dem angegebenen Alter heimführte. Die ganze Erscheinung der Barbara Harscher, umflossen von dem Zauber jugendlicher Schönheit und Anmut, ihre herrlichen Eigenschaften des Geistes und Herzens machten den Dichtergreis wieder jung und begeisterten ihn zu einem seiner schönsten Gedichte, worin er sie unter anderm mit den Worten erhebt:

Holdselig ist sie personiert,
Von Leib ganz engelisch formiert,
Sie ist holdseliger Gebär
Und tritt fein aufrichtig daher
Mit eim freundlichen Angesicht,
Fröhlicher Gstalt und fein röslicht.

Und nun entwirft er mit zarter und liebevoller Hand eine fein ausgeführte Zeichnung all ihrer Schönheiten, wie man sie eher einem von ihrem Liebreiz bezauberten Jüngling, als einem hochbetagten Greis zuschreiben möchte. Mit der Schönheit verbindet sie die Ehrbarkeit in ihrem ganzen Wesen und Auftreten. Und wenn sie Argus mit seinen hundert Augen sähe, so müßte er doch ihr Lob sprechen, und wenn Apelles, der größte Maler, den es je gegeben, ihr Bildnis entwerfen sollte, so würde ihm doch alle Kunst zerrinnen, sie so schön und zart, so holdselig und freundlich zu malen, wie die Natur sie gebildet. Und wenn er erst ihre geistigen Gaben betrachtet! Sie ist der Inbegriff aller weiblichen und häuslichen Tugenden, die er einzeln rühmend hervorhebt. Die Kinder hält sie in Zucht und Ehren. Deshalb krönt er mit seinem Lobgedicht mehr noch ihre Sitten und Tugenden als all ihre Schönheit. Wenn Boccatius sie gekannt hätte, so würde er sie seinen hundert durchlauchtigen Frauen zugezählt haben.

Derhalb hab ich ihr zugericht
Auch zu Dienst dieses Lobgedicht,
Als der, die meim Herzen gefällt,
Die ich mir auch hab auserwählt
Zu einem ehlichen Gemahel,
Die sich hält ehrenfest wie Stahel . . .
Bei der ich bschließen will mein Leben,
Gott wöll Heil und Gnad darzu geben,
Daß unser ehlich Lieb und Treu
Sich täglich alle Tag verneu . . .

Hans Sachs



im 81. Lebensjahre.

Gemalt von Endres Herneisen 1576, radiert von Jost. Ammon.
Radierung im Germanischen Nationalmuseum.

So wurden die letzten Lebensjahre des Dichters noch verklärt durch das liebevolle Walten und die treue Fürsorge dieses schönen und freundlichen Wesens.

Wie wir schon aus den Mitteilungen des Dichters erfuhren, ging das Alter nicht spurlos an ihm vorüber, seine Sinne wurden schwächer, besonders Gesicht und Gehör ließen nach, und seine Geisteskräfte stumpften ab. Aber er bewahrte sich bis ins höchste Alter die ungetrübte Gelassenheit und Heiterkeit des Gemüts, wie sie sich in seinen Dichtungen wiederspiegeln. Sein treuer Schüler Adam Puschmann hat uns ein rührendes Bild des hochbetagten Meisters hinterlassen. Ein Traum entführt ihn in eine große, herrliche Stadt. Da sieht er den alten Sänger inmitten eines wundervollen Gartens in einem zierlichen Lusthäuslein an einem mit grüner Seide überdeckten Tische sitzen, grau und weiß wie eine Taube, in ein schönes, großes, goldbeschlagenes Buch vertieft und von vielen anderen Büchern umgeben, nach denen er zuweilen hinblickt. Wer zu ihm eintritt oder ihn aus der Ferne grüßt, den sieht er nicht, er redet auch nicht, sondern neigt schweigend sein schwaches Haupt.

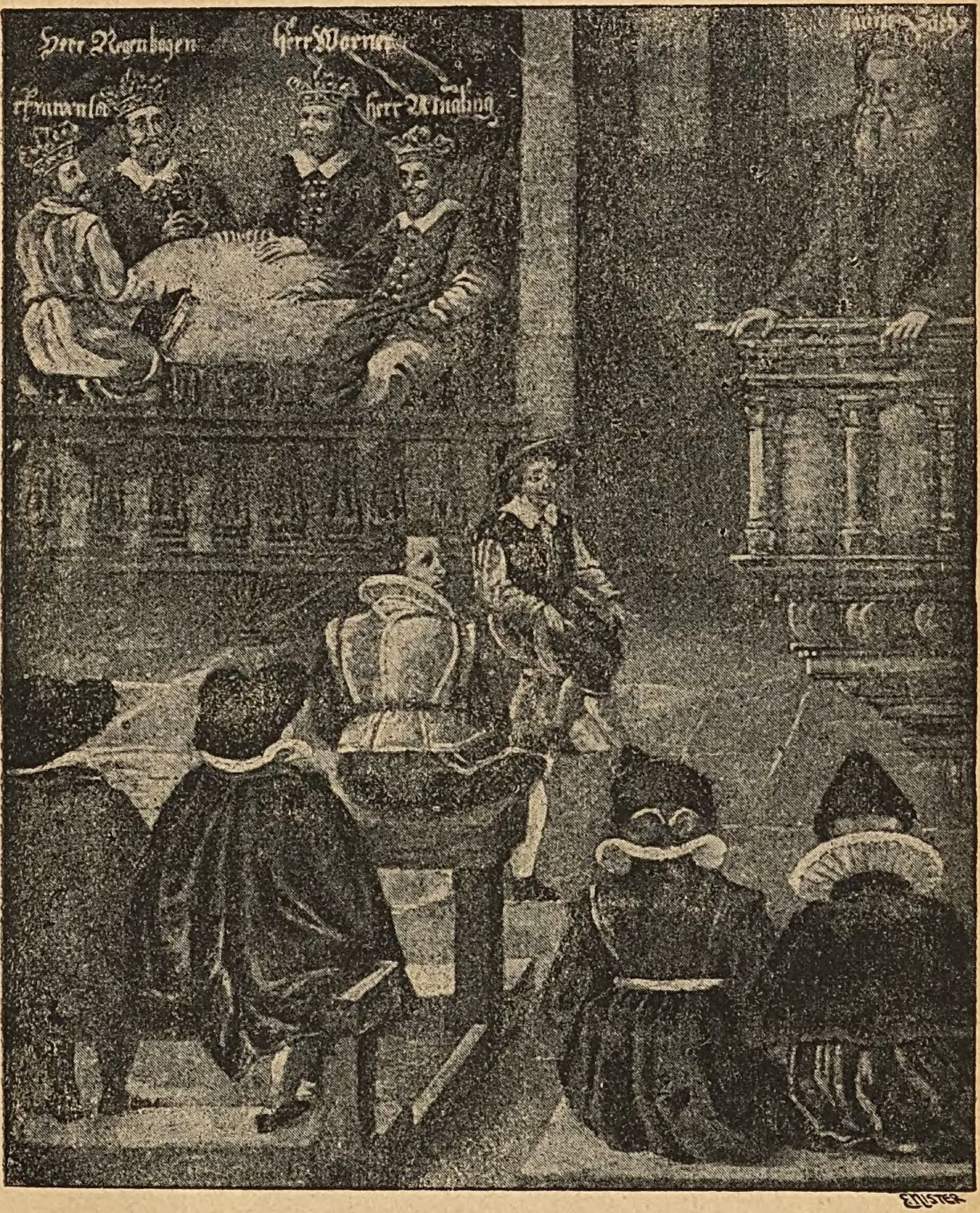
Hans Sachs starb am 19. Januar 1576 und wurde am 21. desselben Monats auf dem Johannisfriedhof begraben. Seine Ruhestätte ist nicht bekannt.

Man war sich damals sehr wohl bewußt, daß mit Hans Sachs der erste deutsche Dichter aus dem Leben geschieden war. Es gibt sich das schon aus einigen an sich unbedeutenden Nebenumständen zu erkennen. Das Totenbuch z. B., das seinen Tod am 21. Januar, dem Tage seiner Beisetzung, verzeichnet, gibt den Eintrag, wie es sonst nicht gebräuchlich, in größerer und kalligraphischer Schrift, und dazu in einer, allerdings schlechten, gereimten Zweizeile:

Gestorben ist Hans Sachs der alte teutsche poët,
Gott verleih ihm und uns ein fröliche vrstet!

und im Totengeläut von St. Sebald steht er gleichfalls am 21. Januar als „teutscher Poët und gewesener Schuhmacher im Spitlgeßlein“ verzeichnet.

Daß die Meistersinger in ihm ihr klassisches Vorbild verehrten, braucht kaum bemerkt zu werden. Seine Gedichte galten — und nicht bloß in Nürnberg — als ein heiliges



Meistersingertafel aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.

In der städt. Kunstsammlung im Germanischen Nationalmuseum.

(Geschenk des Herrn Magistratsrats Barbeck.)

Vermächtnis, sein Schulzettel bildete die Grundlage für die späteren Ordnungen der Nürnberger Singschule, sein Einfluß lebte noch lange nach seinem Tode fort. Noch mit Ehrfurcht wurde sein Name genannt, als die Schule schon ihrer Auflösung entgegenging. Auf der Nürnberger Meistersingertafel sehen wir ihn den zwölf alten Meistern und Vorbildern als dreizehnten beigefügt,[1]) auf einem weiteren Tafelbild, das gleichfalls eine öffentliche Singschule darstellt, von der Kanzel der Katharinenkirche aus vortragen. Links im Hintergrund sitzen, als Merker gedacht, die vier gekrönten Sänger und Vorbilder Herr Frauenlob, Herr Regenbogen, Herr Marner und Herr Mügling, im Vordergrunde Zuhörer, Männer und Frauen, und in der Mitte zwei Schüler, die der Aufnahme harren.

Aber auch in weitere Kreise und durch ganz Deutschland war sein Ruhm gedrungen, und waren seine Dichtungen bekannt. In Nürnberg besonders blieb sein Andenken noch lange in hohen Ehren. Die Chroniken vergessen auch später nicht, seinen Todestag mit rühmenden Worten anzumerken. Der zeitgenössische Chronist und, was mehr sagen will, Patrizier Hans Stark nennt ihn den „weitberumpten Poeten" und der bekannte Nürnberger Rats- und Geschichtsschreiber Johannes Müllner (1565—1634) bezeichnet ihn in seinen Annalen, etwa um 1600, als den „Liebhaber der deutschen Poetrei, deswegen er auch noch berühmt wird."

Im übrigen darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß Hans Sachs mehr in den breiteren Volksschichten als in den vornehmeren Kreisen der Patrizier heimisch war.

Auch die Gelehrtenwelt erkannte die schlichte Größe unseres Dichters willig an. Kein Geringerer als Luther wußte seine große Bedeutung wohl zu würdigen, und Melanchthon schätzte ihn höher als alle Dichter seiner Zeit und fand Erquickung in seinen Gedichten. Hoffmann von Hofmannswaldau (1617—1679) spendet ihm Lob, Daniel Georg Morhof (1639—1691) staunt über seine Vielseitigkeit, der berühmte Thomasius (1655—1728) will ihn in gewisser Hinsicht noch über Homer stellen. Der bekannte Altdorfer Professor Georg Andreas Will (1727—1800) sagt, daß Deutschland zu Sachsens

[1]) S. Abbildung auf Seite 11.

Zeit seines Gleichen nicht hervorgebracht habe. Und so ließen sich noch manche Zeugnisse anführen.

Von anderer Seite aber wurde ihm nicht nur alle Anerkennung versagt, sondern auch eine unberechtigte und absprechende Kritik an ihm geübt. Der dreißigjährige Krieg mit seinen Schrecken ertötete zunächst die allgemeine Teilnahme für die deutsche Literatur. Als dann aber zur „Reinigung und Erneuerung" der deutschen Sprache den ausländischen Einflüssen gegenüber die deutschen Sprachgesellschaften entstanden und in Nürnberg 1644 der Pegnesische Blumenorden durch Joh. Phil. Harsdörfer gestiftet wurde, da war bei der Gespreiztheit und Unnatur dieser Dichter, die, wie das allerdings harte Urteil eines berufenen Literarhistorikers[1]) feststellt, „durch kindische Schäfergedichte und geistlose Nachäfferei des Auslandes für die Entwürdigung der Dichtung, die sie zu adeln meinten, mit Erfolg thätig" waren, für den kernigen Hans Sachs, der mitten im Volksleben stand und daraus schöpfte, kein Raum. Harsdörfer selbst hatte allerdings einmal Lust, der Kunst des Meistergesanges näherzutreten, aber was ihn anzog, waren wohl die Künsteleien und unnatürlichen Strophenbildungen, wie sie die Meistersinger liebten. Von diesem Punkt bis zu dem gesunden Realismus eines Hans Sachs war ein gewaltiger Schritt, dessen der Gründer des pegnesischen Blumenordens nicht fähig war. Im übrigen soll dieses Urteil die sonstigen Verdienste Harsdörfers um die deutsche Literatur nicht im geringsten beeinträchtigen. Er war eben der Sohn seiner Zeit.

Und zu dieser Teilnahmslosigkeit gesellte sich noch der Spott. Andreas Gryphius (1616—1664) zunächst gab den deutschen Poeten in seinem „Peter Squenz" der Lächerlichkeit preis, ihm folgte Christian Weise (1642—1708) in seiner „zweifachen Poetenzunft", und Christian Wernicke (nach 1710) in seinem „Heldengedichte Hans Sachs".

Während der Schweizer Joh. Jak. Bodmer es zu einer Anerkennung unsers Dichters nicht zu bringen vermochte, ja sich schließlich offen seinen Verächtern zugesellte, war es dann Joh. Christoph Gottsched, der literarische Gegner Bodmers, der ihm zuerst

---

[1]) Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl. 3. Bd. S. 5.

Gerechtigkeit widerfahren ließ, ihn aus dem Dunkel hervorzog und zu Ehren brachte, indem er in seinem „nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" ein umfassendes Verzeichnis von Hans Sachsischen Schauspielen veröffentlichte und dem Altenburger Professor Salomon Ranisch bei der Abfassung seiner „Historisch-kritischen Lebensbeschreibung Hans Sachsens", einer für jene Zeit vorzüglichen Schrift, mit Rat und That an die Hand ging. Gottsched erkennt es an (1757), daß Hans Sachs „kein übles Geschicke zur Nachahmung der Natur und zur Beobachtung der Charakter gehabt, aber in den finstern Zeiten nur nicht die Regeln der Wahrscheinlichkeit gewußt" habe. Anderswo bemerkt er noch: „Nur Hans Sachs war der große Geist, den Germanien bewunderte und den man trotzig den Homer der Deutschen zu nennen pflegte." 1781 suchte dann der Nürnbergische Rugamtsschreiber J. H. Häßlein die Teilnahme für den Dichter dadurch zu wecken, daß er Gedichte, Fabeln und Schwänke in einem Auszug aus dem ersten Buch unter Beifügung von Worterklärungen herausgab.

Ein bemerkenswertes Zeugnis für die Prosaschriften hatte schon vorher Gotthold Ephraim Lessing, der unerreichte Kritiker und klare Prosaist unserer klassischen Periode, in einem Briefe an Herder vom 10. Januar 1779 abgelegt. „Daß aus Bertuchs Hans Sachs nichts wird", schreibt er, „habe ich ungern gelesen. Ich wollte eben an ihn schreiben und ihn bitten, wenn er doch so viele Alphabete Reime drucken ließ, noch einige Bogen Prosa [1]) von dem nämlichen Verfasser beidrucken zu lassen; wäre es auch nur, um sehen zu können, wie Hans Sachsens Prosa gewesen. Denn daß Hans Sachsens prosaische Aufsätze auch ein ganz sonderbares Monument in der Reformationsgeschichte sind, wird mir freilich keiner auf mein Wort glauben, der sie nicht gelesen hat."

Herder wünschte ebenso, daß diese Schriften von einem Kenner der Sprache gesammelt werden möchten. Dann lobt er wieder seine „so angenehme Naivetät, deutsche Urbanität,

---

[1]) Bertuch hatte 1778 „Proben aus des alten teutschen Meistersängers Hans Sachsens Werken, zu Behuf einer neuen Ausgabe derselben", herausgegeben.

Ruhe und Zünftigkeit der Gedanken“ und wünscht jedem Jahrhundert einen Hans Sachs in seiner Art.

Fünf Jahre vorher — im Jahre 1776 nämlich — war im Aprilhefte von Wielands „Teutschem Merkur“ bereits Goethes vielberühmtes Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung“ als Erklärung eines alten Kupferstichs in die Welt hinausgegangen, in dem der Dichterfürst die Poesie des „teutschen Poeten“ aus jahrhundertelangem Schlummer wieder zum Leben erweckte. Mit diesem einzigen, ganz im Tone des alten Meisters gehaltenen Lobgedicht hat Goethe mehr für die Wiederbelebung und Verbreitung der Hans Sachsischen Dichtungen gewirkt, als alle übrigen Schriften und Mahnungen der Dichter und Kritiker zusammengenommen. Was den Altmeister der klassischen Periode in Hans Sachs anzog und anheimelte, war das Naturwahre, Naive und Realistische, war ferner die natürliche Form und der leichte Vers. Von Hans Sachs übernahm er den Knittelvers, den er, wenn auch in freierer Nachbildung, in seinem Faust anwandte und zu Ehren brachte. Sagt er doch einmal in „Dichtung und Wahrheit“, daß Hans Sachs, „der wirklich meisterliche Dichter“, am nächsten gelegen habe, „um einen Boden zu finden, worauf man poetisch fußen, um ein Element zu entdecken, in dem man freisinnig atmen könnte“. „Ein wahres Talent“, fährt er dann fort, „freilich nicht wie jene Ritter und Hofmänner, sondern ein schlichter Bürger, wie wir uns auch zu sein rühmen. Ein didaktischer Realism sagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten.“

Wenn Wieland bei dem Erscheinen von Goethes Gedicht sich der Hoffnung hingab, es werde forthin keine Seele mehr geben, „die Hans Sachsens Namen nicht mit Ehrfurcht und Liebe aussprechen“ würde, so täuschte er sich allerdings. Aber das in das Erdreich gesenkte Korn schlug Wurzel, gedieh und brachte reiche Frucht. Durch die seit den Tagen von Gottsched, Lessing, Herder und Goethe wieder erwachte Beschäftigung mit dem hervorragendsten Meistersinger, durch ein liebevolles Herantreten an sein Leben und Wirken, durch eindringende Forschung, die in unseren Tagen mit verdoppelten Kräften eingesetzt hat, um in dem fast unergründlichen Schacht neue Goldadern zu entdecken, ist außerordentlich viel geschehen,

um den bedeutendsten Dichter des Zeitalters der Reformation zu erkennen und zu umfassen. Wir besitzen eine zunächst von Adalbert v. Keller und weiter in vorzüglicher Weise von Edmund Goetze besorgte kritische Ausgabe seiner Werke, soweit sie der Dichter selbst zum Druck befördert oder doch vorbereitet hat, die Fastnachtspiele werden ebenso wie die Schwänke gleichfalls durch den unermüdlichen Hans Sachsforscher Edmund Goetze in kritischer Ausgabe weiter zugänglich gemacht, während die Herausgabe der wichtigsten und schönsten Meisterlieder allerdings noch eine Aufgabe der Zukunft bleibt. Darstellungen, die das Wirken des Dichters in engerem Rahmen zur Anschauung bringen, sind in reicher Zahl vorhanden. In eingehenderer Weise haben ihn der Franzose Ch. Schweitzer und neuerdings Rudolf Genée in seiner Bedeutung gewürdigt, letzterer, indem er ihn im Zusammenhang mit seiner Zeit zu erfassen suchte. Und doch harrt Hans Sachs noch seines Biographen, der ihm in jeder Beziehung gerecht wird, der im Stande ist, ihm auf all den verschlungenen Pfaden mit dem Auge des Forschers nachzugehen und der zugleich die Kraft besitzt, das, was er gesehen und erkannt hat, in allgemein verständlicher und schöner Weise zu einem plastischen Bilde zu gestalten.

Die Stadt Nürnberg feiert am 5. November d. J. in edler Pietät den 400jährigen Geburtstag ihres großen Sohnes, sie strengt all ihre Kräfte an, ihn zu ehren und zu verherrlichen, wie er es verdient. Durch eine wertvolle wissenschaftliche Gabe, zu der die bedeutendsten Hans Sachsforscher ihre Beiträge beigesteuert haben, wird der Dichter nach verschiedenen Richtungen hin neues Licht empfangen. Durch das belehrende Wort aus berufenem Munde, durch Vorführung einiger seiner heute noch wirksamen Volksspiele, durch Vergegenwärtigung des Dichters in einem von bewährter Hand verfaßten Schauspiel und dem musikalischen Drama des Bayreuther Meisters, durch einen Aufzug endlich will sie uns den Dichter als den von den Musen geweihten Lehrer und Erzieher des Volkes näher bringen. Mögen diese schönen festlichen Tage reiche Früchte bringen und die Liebe zu unserem Dichter in immer weitere Kreise tragen. Denn nicht ist es unsere Mei-

nung, daß man in sein Wesen und Dichten eindringen könne, ohne ihn zu lesen. Daß aber das Verständnis für ihn in immer weiteren Schichten Boden gewinne, daß er, soweit das heute noch möglich, wieder der Dichter des deutschen Volkes werde, wie er es vor Jahrhunderten war, das ist unser aufrichtiger Wunsch. Dann erst werden die Worte des Dichters, der ihm zuerst in vollem Umfange gerecht wurde, zur Wahrheit werden:

Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt!
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt.



Zum Schluß
ist noch zwei hiesigen Anstalten für ihre thatkräftige Mitwirkung bei Herstellung dieses Werkchens der gebührende Dank auszusprechen. Einmal der
kgl. bayer. Hofbuchdruckerei G. P. J. Bieling-Dietz,
welche in entgegenkommender und liberaler Weise den Druck auf das trefflichste besorgte, dann aber insbesondere der weit über die Grenzen unseres Vaterlandes mit Ruhm genannten
Kunstanstalt von Ernst Nister,
welche die fast ausschließlich alte Vorlagen wiedergebenden Abbildungen mit einer die Originale erreichenden Genauigkeit und Schönheit herstellte und dem Unternehmen in selbstloser Weise unentgeltlich zur Vervielfältigung überließ.